

Vom Wesen des Weiblichen

Jose Sánchez de Murillo

Einleitung

Wie die Herabsetzung der Frau mehr als nur ein historisches Faktum ist, so ist das gegenwärtige Interesse für sie mehr als eine Modeerscheinung. Sie drückt ein Grundphänomen aus, das die gesamte Menschheitsgeschichte eigentümlich prägt: die Unterdrückung des Weiblichen.

Mit dem Weiblichen ist ein Urprinzip des Seins gemeint, das im Urprinzip des Männlichen seine Entsprechung hat. (Andernorts habe ich diese Prinzipien *die Tiefe* und *die Oberfläche* genannt.) Beide Prinzipien konstituieren einander gegenseitig. Das Leben pulsiert, solange es sich in allen seinen Dimensionen aus der wechselseitigen Durchdringung dieser beiden Prinzipien gestaltet.

Die bisherige Geschichte ist durch die Herrschaft des einen Prinzips – des Männlichen – über das andere – das Weibliche – gekennzeichnet. So sind beide Prinzipien, die nur in der Zusammenkunft ihr Wesen zu erlangen vermögen, notwendigerweise entstellt. In der Unterdrückung wird mit dem Unterdrückten auch das Unterdrückende verzerrt. Während nun das männliche Prinzip in seiner Übermacht gestaltbildend gewirkt hat, ist das weibliche als solches eigentlich nie zum Vorschein gekommen.

Bislang sind folglich weder das männliche noch das weibliche Prinzip wahrhaft in Erscheinung getreten, sondern nur deren Perversion, und die Menschheitsgeschichte stellt die Selbstentfaltung des Phänomens dar, in dem das männliche Prinzip einseitig und damit unheilvoll zur Wirkung kommt: *der Macht*. Die Macht ist zur Mitte des Weltentwurfs geworden. Ein Weltentwurf, in dessen Mitte das Phänomen Macht steht, bringt notwendigerweise ein anderes Phänomen mit sich: *die Gewalt*. Denn die Macht macht Gleiche zu Ungleichen, schafft eine Einseitigkeit, die sich nur mit Gewalt aufrechterhalten läßt. Macht und Gewalt gehören untrennbar zusammen.

Das Fragen nach dem Wesen des Weiblichen steht vor zwei Problemen. Zum einen läßt sich das Weibliche in der empirischen Welt kaum finden. Es zeigt sich unter der Dominanz des Männlichen nicht. Zum anderen ist unsere Suche von dieser Einseitigkeit selbst bedroht, da geschichtlich nur männliche Denkkategorien entwickelt worden sind. Selbst wenn sich unser Denken gegen die einseitige Herrschaft des Männlichen richtet, bleibt es meistens in dessen Machtkategorien und Ausdrucksformen verhaftet.

Aus diesem Grund haben die bisherigen Befreiungsversuche nicht selten das Gegenteil des Angestrebten hervorgebracht. Auch Frauen wollen heute wie früher Macht – *gleich wie* die Männer – ausüben. Damit ist das Problem nicht gelöst, nur anders gestellt. Dennoch sind sie nicht nur als Ausdruck der tiefen, epochalen Unruhe, die das im Laufe der Geschichte immer größer werdende Ungleichgewicht von männlichem und weibli-

chem Prinzip verursacht hat, zu werten, sondern auch als sichere Ahnung von einer anderen Denk- und Lebensform. Sind wir durch die geschichtliche Not nicht auch aufgerufen, nach dem Weiblichen – und mithin erstmalig nach dem wesenhaft Männlichen – als dem verlorenen Quell einer menschlicheren Form des menschlichen Selbstverständnisses zu suchen?

Kaum eine Aufgabe ist heute so dringend, als nach den Gründen der Unterdrückung des Weiblichen durch das Männliche zu suchen. Nach mehr als zweieinhalbtausend Jahren abendländischer Geschichte wird diese Dringlichkeit langsam auch in Philosophie und Wissenschaft erkannt. Hier soll der grundlegende Versuch einer empirisch fundierten ontologischen Reflexion unternommen werden.

Ich gehe von der konkreten Gestalt des Weiblichen in der Frau aus, um von da zum Wesen des Weiblichen vorzudringen. Die Frau ist zwar nicht identisch mit dem Weiblichen; dieses ist – ebenso wie das Männliche – ein sowohl in der Frau als auch im Mann vorhandenes Urprinzip des Lebens. Aber es zeigt sich in ausgezeichneter Weise in der »Weiblichkeit« der Frau, weshalb diese zum Ort der Unterdrückung werden konnte.

In einem *ersten* Schritt soll primär ein Blick auf die Formen und das Ausmaß der Unterdrückung der Frau im sozialen Bereich geworfen werden, um auf diesem geradezu klassisch gewordenen Feld der Frauenforschung exemplarisch die Sensibilität für das Problem zu schärfen. Im *zweiten*, in die Tiefe gehenden Schritt wendet sich die Untersuchung der Betrachtung des weiblichen Organismus zu als der Gestalt, in der das Weibliche für uns Menschen seinen grundlegendsten und deutlichsten Ausdruck findet. Daraufhin soll im *dritten* Schritt – im Gespräch mit Novalis' Erfahrung der »Nacht« – das Wesen des Weiblichen als solches zum Thema werden.

Dementsprechend gliedert sich die Untersuchung wie folgt:

1. Zur geschichtlichen Unterdrückung der Frau
2. Tiefenphänomenologie der weiblichen Physis
3. Über das Wesen des Weiblichen

1. Zur geschichtlichen Unterdrückung der Frau

A

Erstaunlich ist nicht nur die lückenlose Belegbarkeit der geschichtlichen Unterdrückung der Frau in allen uns bekannten Kulturen und zu allen Zeiten, sondern insbesondere auch die Selbstverständlichkeit, mit der diese Tatsache in der Wissenschaft behandelt und hingenommen wurde. Erst Bachofens 1861 veröffentlichtes »Mutterrecht«, in dem die Vorstellung von einer Frauenherrschaft in einer früheren Epoche vertreten wurde, stellte die Annahme einer naturgegebenen Herrschaft des Mannes in Frage.¹ Die Reaktionen der Fachwelt waren entsprechend. Mancher empfand

¹ Johann Jakob Bachofen, Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaikokratie der

sogar das unangenehme Gefühl, Bachofen erotisiere mit seinen »romantischen Weibszentrierungen« die Geschichte.²

Wir müssen heute zwar annehmen, daß Bachofens Interpretation der von ihm entdeckten Matriarchatsmythen als Ausdruck historischer Tatsachen nicht zulässig ist und es eine dem Mutterrecht entsprechend organisierte Gesellschaft nie gab. Dennoch bleibt die Entdeckung dieser Mythen, in denen tatsächlich die Frau verherrlicht wurde, bedeutsam. Bachofens Auslegung seiner Entdeckung allerdings beabsichtigte keineswegs, das Weibliche in die Dimension eines gleichwertig mitgründenden gesellschaftlichen Prinzips zu erheben, sondern gerade das Gegenteil, nämlich die Notwendigkeit der Herrschaft des Männlichen über das Weibliche zu begründen.³

Die Frage nach der Organisation früherer Gesellschaften erhielt weitere Aufklärung durch die ethnologischen Forschungen von John McLennan und Lewis H. Morgan.⁴ Letzterer untersuchte die Verwandtschaftsstrukturen der Irokesen, einer Gruppe von nordamerikanischen Indianerstämmen im Staat New York. Er entdeckte eine matrilineare Gesellschaftsstruktur, bei der das Kind nur mit der Familie seiner Mutter verwandt ist. Mit der matrilinearen Verwandtschaftsordnung der Irokesen geht eine akephale politische Ordnung einher, die keine Zentralinstanz kennt. Es gibt dagegen Sippenvorsteherinnen, die aber keine Gewaltbefehl-, sondern lediglich eine Sprecher-Funktion haben. Aber es ist ebenso erwiesen, daß diese in matrilinearen und matrilokalen Gesellschaften ausgeübten Funktionen, seien sie sozial relevant (z.B. Häuptlinge und Königinnen in Ostafrika), priesterlich oder militärisch (Frauenheere in Dahome, Simbabwe und Angola), nie auf dem Boden einer Würdigung des Weiblichen als solchem geschehen sind.

Eine prägende Erfahrung der Erde als Lebensboden und darum des Weiblichen als Lebensprinzip in Pflanz- und Bauernkulturen ist nachge-

Alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur. In: Bachofens Gesammelte Werke, Bd. II/III, hrsg. und neu bearbeitet von Karl Meuli. Basel 1948. Vgl. dazu Matriarchatstheorien der Altertumswissenschaft. Hrsg. von Beate Wagner-Hasel. Darmstadt 1992.

² Ernst Bloch, Naturrecht und menschliche Würde. Frankfurt 1972, 118.

³ Vgl. Uwe Wesel, Der Mythos vom Matriarchat. Über Bachofens Mutterrecht und die Stellung von Frauen in frühen Gesellschaften. 7. Auflage. Frankfurt 1994, 64–65; Stella Georgoudi, Bachofen, das Mutterrecht und die Alte Welt. Überlegungen zur Entstehung eines Mythos. In: Georges Duby – Michelle Perro (Hrsg.), Geschichte der Frauen. 1. Antike. Hrsg. von Pauline Schmitt Pantel. Deutsche Ausgabe von Beate Wagner-Hasel. Frankfurt/New York 1993, 497–511.

⁴ John McLennan, Primitive Marriage. 1865. (Nach ihm geht die Entwicklung über die Promiskuität zu einem Mutterrecht und erst von dort zum Patriarchat.) Lewis H. Morgan, Ancient Society. 1877. Mutterrecht hat in dieser ethnologischen Schrift wie auch in späteren nicht mehr die bachofensche Bedeutung (Gynaikokratie = Frauenherrschaft). Es sind damit matrilineare bzw. matrilokale Gesellschaften gemeint. Oft wird, um das irreführende Wort Matriarchat zu vermeiden, der in den siebziger Jahren entstandene Ausdruck »matristische« Gesellschaft gebraucht. Vgl. Ernest Bornemann, Das Patriarchat, Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems. 1975.

wiesen.⁵ Im Zusammenhang damit hat die moderne ethnologische Forschung gezeigt, daß es zumindest ansatzweise herrschaftsfreie Gesellschaften gegeben hat, weswegen das Phänomen Herrschaft nicht als unbedingt zur Struktur der menschlichen Gesellschaft gehörend angesehen werden kann.⁶

Dieses Aufscheinen des Weiblichen in Bauernkulturen vermag allerdings über die wahre Stellung der Frau nicht hinwegzutäuschen. Das weibliche Prinzip wurde nie als solches wirksam und somit als »geistige« Erfahrung im Keim erstickt. Die pragmatischen Umstände spielten natürlich dabei eine wichtige Rolle. In den Järgergesellschaften war die Frau als Gebälerin von Kindern, die zuerst nur zu ernähren waren, eher eine arbeitsbehindernde Last. Die Lage änderte sich mit der Selbsthaftigkeit der Bauernkulturen. Hier waren und sind Kinder als Arbeitskräfte und künftige Pfleger für den Lebensabend der Eltern willkommen. Die Wertschätzung der Frau in diesen Gesellschaften geht also keineswegs auf eine Würdigung des Weiblichen zurück, sondern auf ihre Funktion beim Lebensunterhalt. Aber unverkennbar ist die Bewußtseinslage, die für die weitere Entwicklung zu einer immer größeren Benachteiligung grundlegend war: Frieden herrscht in der Gruppe nur, solange die Frauen den Männern untergeordnet bleiben und ihnen zur Verfügung stehen.

Während meiner wiederholten Aufenthalte bei den Mayas, insbesondere den Maya-Quichés im Hochland von Guatemala, habe ich diese Grundüberzeugung selbst beobachten können. Als ich mich 1976 mit der Maya-Kultur zu befassen begann, geschah es im Zusammenhang mit den Romantikforschungen, die ich damals im Hinblick auf meine Habilitationsschrift betrieb. Durch zufällige Lektüre des heiligen Buches des Quiché-Volkes, des Popol Vuh, war mir die Bedeutung der Maya-Kultur aufge-

⁵ Vgl. A. Neumann, *Die große Mutter. Der Archetyp des großen Weiblichen*. 2. Aufl. Zürich 1974. In seinen umfangreichen Maya-Forschungen hat der amerikanische Ethnologe J.E.S. Thompson die Eigenart des Verhältnisses dieses Volkes zur Erde herausgestellt: »Liebe zum Boden findet man bei den Bauern der ganzen Welt, doch ich bezweifle, daß es eine tiefer verwurzelte mystische Einstellung gegenüber den Früchten der Erde gibt als in Mittelamerika. Für den Maya ist der Mais in besonderer Weise heilig. Selbst heute noch, nach vier Jahrhunderten christlicher Entwicklung, spricht man von ihm mit Verehrung und nennt ihn rituell »Euer Gnaden« (...) Diese Einstellung der Maya gegenüber dem Boden und den Früchten, die sie anbauen, enthüllt mehr über ihre Mentalität und ihre Bräuche als irgendein anderer Aspekt ihrer Kultur, denn die Maya-Kultur ist in ihrer Grundlage eine Feldbaukultur mit einem komplizierten religiösen Überbau als sekundärem Phänomen« (J.E.S. Thompson, *Die Maya. Die Griechen Amerikas*. München 1976, 280). Vgl. Sylvanus G. Morley, *La civilización Maya*. 5. spanische Auflage. México-Buenos Aires 1965.

⁶ »Daß es Herrschaft gibt in der menschlichen Gesellschaft, war für Bachofen selbstverständlich. Und wenn es nicht die Männer waren, dann mußten es die Frauen gewesen sein. Hier hat er geirrt. Erst seit einiger Zeit weiß man in Europa, daß es auch anders geht, daß es herrschaftsfreie Gesellschaften gibt, anarchisch und geordnet« (Uwe Wesel, *Der Mythos vom Matriarchat*, 145). Vgl. Ralf Dahrendorf, *Amba und Amerikaner: Bemerkungen zur These der Universalität von Herrschaft*. In: *Europäisches Archiv für Soziologie*. Bd. 5 (1964) 83–98 und Christian Sigrist, *Die Amba und die These der Universalität von Herrschaft. Eine Erwiderung auf einen Aufsatz von Ralf Dahrendorf*. In: *Europäisches Archiv für Soziologie*. Bd. 5 (1964) 272–276.

gangen.⁷ Ich sah die Möglichkeit, die Philosophie des Weiblichen, die die deutsche Romantik zu entfalten versuchte, als gelebte Lebensform in einer früheren Kulturstufe bestätigt zu finden und reiste 1977 zum ersten Mal nach Guatemala, wo ich mehrere Monate bei den Quiché-Indianern wohnte.⁸

Zwar machte ich bei diesem Volk die wohltuende Erfahrung von echter Höflichkeit und respektvoller Nähe, von warmer und herzlicher Menschlichkeit. Die angenehmen Umgangsformen können aber die Grundstruktur ihrer Lebensauffassung doch nicht verbergen. Die friedliche Lebenshaltung (»Leben und leben lassen«), die ihnen gewiß eigen ist, beruht ganz auf der Unterwerfung der Frauen, die ihre Rolle als untergeordnete Gebälerin von Kindern, d.h. von Arbeitskräften und künftigen Versorgern der Eltern, als ihren daseinsberechtigenden Wert verinnerlicht haben. Mehr noch: Ich habe – und zwar nicht nur von Männern, sondern auch von Frauen, die sich über die Grenzen des eigenen Stammes hinaus mit der Weltituation befassen – wiederholt und eindeutig die Meinung gehört, daß der Verfall der Sitten in der heutigen Welt sich am deutlichsten im Unabhängigkeitsdrang der Frauen zeige. Die Frau sei ein Grundpfeiler für die Gesellschaft. Sie müsse die ihr von der »Natur« aufgetragene Aufgabe wahrnehmen, sonst gehe alles zugrunde. Die ihr von der »Natur« aufgetragene Aufgabe ist auch nach Auffassung dieses friedlichen, die Mutter Erde verehrenden Volkes: sich dem Mann zu unterwerfen, ihm als Gebälerin von Kindern und Arbeitskraft zur Verfügung zu stehen.

Überblickt man die früheren Kulturstufen in ihrer Gesamtheit, so müssen wir wohl zu dem Schluß kommen, daß es in der Menschheitsgeschichte keine Kultur gegeben hat, in der das Weibliche als solches erfahren und gesellschaftlich wirksam gewesen wäre. Auch dort, wo das weibliche Prinzip aufscheinen will, wird es von Anfang an vom Männlichen im Keim erstickt. Es kommt in der Mythologie vor, daß Gestalten, die weibliche Göttinnen darstellen, doch ausgesprochen männlich auftreten.⁹ Un-

⁷ Der Originaltext, der die Überlieferung des Quiché-Volkes enthält, wurde von dem christianisierten Indio Diego Reynoso um 1554 niedergeschrieben und durch den Dominikaner Francisco Ximénez (geboren 1666 in Ecija, Andalusien) um 1701/1703 in Santo Tomás de Chichicastenango kopiert und ins Spanische übersetzt. Kritische Ausgabe: Popol-Vuh de Diego Reinoso Popol Vinac, hijo de Lahuh-Noh. Crestomatía Quiché. Quiché-Text von P. Fray Francisco Ximénez. Spanische Übersetzung von J. Antonio Villacorta. Bd. 1. Guatemala 1962. Eine zugänglichere Ausgabe: Popol Vuh. Las antiguas historias del Quiché. Übersetzung aus dem Originaltext ins Spanische von Adrián Recinos. 6. Aufl. EDUCA Zentralamerika 1977. Deutsche kritische Ausgabe: Popol Vuh in der Übersetzung von Eduard Seler. Nach der Abschrift Walter Lehmanns herausgegeben von Gerdt Kutscher. Berlin 1975.

⁸ An dieser Stelle möchte ich den Bewohnern des Dorfes San Andrés Xecul – mit Herrn Tomás García an der Spitze –, die mich als erste aufnahmen, meinen Reisebegleitern nach Quiriguá (zu jener Zeit noch nicht vollständig ausgegraben), Tikal und Yucatán sowie den Gemeinschaften von San Pedro Almolonga und Totonicapán meinen herzlichen Dank aussprechen. Ebenso möchte ich der Universität Quezaltenango danken, wo ich am 4. Oktober 1977 zum ersten Mal Ergebnisse dieser Forschungen mitteilen durfte. Auch Herrn Libert Hirt, der alle diese Kontakte ermöglichte, gilt mein Dank.

⁹ Ich denke etwa an Kali (eine weibliche Gestalt des Göttlichen) aus der indischen Mytho-

mißverständliche und unwiderlegbare Zeugnisse haben wir nur von der aufsteigenden Verherrlichung des Männlichen. Horden, Gruppen und Gesellschaftsordnungen, Menhire, Stonehenge und Obeliskten, Pyramiden, Grabmäler und Bauwerke, überlieferte Sitten, Bräuche und Mythologien weisen in ihrer Gestalt und Entwicklungsgeschichte entschieden auf Anbetung von Macht als einzig möglicher Grundlage des menschlichen Lebens hin – ebenso wie die deutsche Romantik, die eine Philosophie des Weiblichen entfalten wollte, dieses aber von einer alles überschauenden, beherrschen wollenden männlichen Grundhaltung (»Vernunft«) her denkt.

Aus all diesem läßt sich allerdings auch eines gewinnen: Das Weibliche – als diffuser Traum in Mythen, Literatur und Kunst menschlicher Kulturen schwebend – lebt im Menschen als Sehnsucht nach einer Welt, in der das Leben allein um des Lebens willen gelebt werden soll und darf. Die Verwirklichung dieses Traums ist nun dringlich geworden.

Um die Dringlichkeit dieser Aufgabe noch schärfer herauszustellen, scheint es angebracht, sich Eigenart und Ausmaß der Tragödie der Unterdrückung der Frau in ihrem geschichtlichen Verlauf zu vergegenwärtigen. Zu diesem Zwecke seien einige Grundzüge der Entwicklung in den großen Kulturkreisen skizziert.

B

Die *außereuropäischen Kulturkreise* zeichnen sich dadurch aus, daß ursprünglich keimhaft aufscheinende frauengerechtere Gesellschaftsordnungen bald erstickt wurden und eine Emanzipation der Frau sich nur mühsam andeutet.¹⁰

Für die Auffassung von der Gesellschaft war in *China* ursprünglich die Vorstellung der beiden, weiblichen und männlichen Urkräfte Yin und Yang entscheidend. Aber das ausgeglichene Verhältnis, das sich darin ausdrückt, wurde von Anfang an verfehlt. Es wechselten sich einseitige Einstellungen ab. Die zuerst herrschende frauenfreundliche Gesellschaftsordnung wurde später aufgrund der konfuzianischen Lehre durch eine patriarchalische abgelöst. Die Beschränkung der Frau auf den Wirkungskreis von Haus und Familie erreichte mit der im 10. Jh. aufgekommenen Sitte, die Mädchen durch Einschnüren der Füße zu verkrüppeln, ihren Höhepunkt. Durch die aufgezwungene Gehbehinderung sollte die Frau auf die weiblichen Hauptaufgaben, häusliche Wärme und Lebensspende durch

logie. Eine Auffassung von dominierender Weiblichkeit gipfelt in der Art der Darstellung des Liebesaktes: Siva (der Gütige, Gnadenvolle) befindet sich mit erigiertem Glied in liegender Position, während die Göttin, die auf ihm steht und herabschaut, in besitzergreifender Haltung sich ihm nähert. Vgl. David Kinsley, *Hindu Goddesses. Visions of the Divine Feminine in the Hindu Religious Tradition*. First Indian Edition: Delhi 1987. Das gemeinte Bild auf S. 121.

¹⁰ Vgl. zu dem Folgenden insbesondere Georges Duby/Michelle Perrot, *Geschichte der Frauen*. 5 Bde. Frankfurt a. M. 1995.

die Fortpflanzung, eingeengt werden. Dergestalt erscheint nicht nur das bergende und gebärende Weibliche verzerrt, sondern auch das gebende Männliche in der grotesken Gestalt eines blind auf Herrschaft Zielenden. Ab Ende des 19. Jh. setzte mit der Gründung von Mädchenschulen eine Emanzipationsbewegung ein, die der Frau faktisch größere Freiheiten und die Erlösung von der Sitte des Fußbindens brachte. Die »Vierte-Mai-Bewegung« am 4.5.1919 leitete ferner die Gleichberechtigung im Bildungs- und Berufsleben ein, die schließlich mit der Gründung der VR China und dem Ehegesetz von 1950 erreicht wurde. Aber Gesetze allein vermögen das Bewußtsein nicht zu ändern. So ist im Jahre 1995 die staatlich organisierte Massentötung von kleinen Kindern bekannt geworden. Wegen der Ein-Kind-Politik der chinesischen Regierung und dem traditionell geprägten Versorgungsdenken der Eltern sind Mädchen ausdrücklich und besonders unerwünscht.

Eine ähnliche Entwicklung ist in *Japan* aufzuweisen. Die zuerst frauenzentrierte Gesellschaftsordnung erreichte im Zeitraum vom 8. bis zum 11. Jh. den Höhepunkt und fand durch Hofdamen sogar literarischen Ausdruck. Ab dem 12. Jh. aber, mit der Festigung der Kriegersippenherrschaft bis hin zur konfuzianischen Erziehungslehre des *Kaibara Ekiken* (1639–1714), ging die Entwicklung in Richtung auf eine entschiedene Unterwerfung der Frau, die selbst noch in der Meijizeit (1868–1912) nachwirkte. Im Zuge der allgemeinen Befreiungsbewegung drängten die Frauen ab Ende des 19. Jh. vor allem als Lehrerinnen und Krankenschwestern ins Berufsleben vor. Neue Rechte sicherte ihnen 1947 die Verfassung, die 1985 durch weitere Gesetze jede Form von Diskriminierung abschaffte. Dennoch akzeptiert die Mehrheit der jungen Mädchen auch heute die Mutter- und Hausfrauenrolle als ihre eigentliche Aufgabe.

Die Traditionen, die das Verständnis der Frau in *Indien* zunächst bestimmen, beginnen mit den uralte mündliche Überlieferung enthaltenden Hymnen des Rigveda (2 Jt. v. Chr.), nach denen Frauen bis in die Zeit der ältesten Upanishaden (800–600 v. Chr.) am sozialen Leben unverschleiert teilnahmen. Der Hinduismus nahm in allen Frauen die weibliche göttliche Energie (Shakti) an. Rechtlich galt jedoch die Frau als unselbständig, sie war zunächst vom Vater, danach vom Ehemann und nach dessen Tod vom ältesten Sohn abhängig. Die Ehe wird für Mann und Frau von den Eltern oder auch von Astrologen oder Weisen (Lehrern, Meistern) bestimmt (dennoch gab es im vorklassischen und klassischen Indien, ebenfalls in Südindien, eine eigene Wahl des Ehemanns in der Kriegerkaste). Die Herabsetzung des Heiratsalters während der moslemischen Periode (um 1000 n. Chr.), die zunehmend zur Kinderheirat führte, brachte einen Rückgang der Erziehung von Mädchen mit sich. Ebenso verschlechterte die zunächst nur freiwillig vor allem von Frauen der hohen Kasten geübte, dann allgemein verbindlich gewordene Witwenverbrennung die Position der Frau. 1829 wurde sie zwar verboten, faktisch kommt sie dennoch bis in die jüngste Zeit (zuletzt bekanntgeworden 1987) vor. Die Mädchentötung hat in einigen Gebieten (z.B. Rajasthan) zu Männerüberschuß geführt. Im patriarchalischeren Norden Indiens gilt die Geburt von Töchtern als Unglück.

Trotz gesetzlicher Gleichstellung ist die Lage der Frau in Indien noch von religiös bedingten Vorurteilen bestimmt. Das Verbot der Wiederheirat von Witwen herrscht noch. Aber es keimen auch Frauenbewegungen (z.B. Frauenhäuser) auf, die der herrschenden frauenfeindlichen Auffassung entgegenzuwirken versuchen.

In den *islamischen Ländern* ist die Stellung der Frau weitgehend durch Koran und Scharia festgelegt. Diese schreiben Patriarchat und Geschlechtertrennung vor. Die Frau wird als Eigentum des Mannes aufgefaßt, es herrscht jedoch Gütertrennung. Die Frau hat das Recht, ihren Besitz einschließlich der ihr vom Ehemann bei der Eheschließung geleisteten Morgengabe zu verwalten. Die auch in früheren Zeiten nur begrenzt verbreitete Polygamie ist aus ökonomischen Gründen, wegen gewandelter Wertvorstellungen und durch Gesetzgebung (z.B. Türkei, Tunesien) meist der Monogamie gewichen. Die Teilnahme am öffentlichen Leben und oft auch das Verlassen des Hauses war und ist teilweise heute noch den Frauen versagt. Fremden gegenüber ist vielfach noch Bedeckung des Kopfes, oft auch der Gesichtsschleier üblich. Die Eheschließung gründet in der Regel nicht auf individueller Zuneigung der Partner, sondern ist soziale Angelegenheit der Familien. Die Frau wird dem Ehemann durch den Vater oder männlichen Vormund zur Frau gegeben. An die Keuschheit der Frau ist die Ehre der ganzen Familie gebunden, bei Verlust der Keuschheit kommen tödliche Racheakte vor. Die gegenwärtige Entwicklung weist in den verschiedenen islamischen Ländern große Unterschiede auf. Eine Geschlechtertrennung haben für alle Bereiche (Krankenhäuser, Schulen, Restaurants etc.) die Golfstaaten und Saudiarabien. Eine dem Mann gleichberechtigte Beteiligung am Gesellschaftsleben ist nicht gegeben. In anderen Ländern sind erhebliche Veränderungen festzustellen. So besteht in Ägypten seit der Revolution von 1952 rechtliche Gleichstellung der Geschlechter. Frauen sind im Parlament vertreten. In der Türkei wird die Ehe nicht mehr durch die Scharia, sondern durch ein Zivilrecht nach schweizerischem Vorbild, das auch die Heirat einer Muslimin mit einem nicht-muslimischen Mann erstmals zuläßt, geregelt. Die Frau hat Wahlrecht, kann studieren und alle Berufe ergreifen. Trotz dieser durch westliche Vorbilder angeregten Veränderungen sind Frauen nach dem gültigen islamischen Recht und aufgrund weiterhin herrschender traditioneller Bräuche weitgehend der Autorität des Mannes unterstellt.

C

In den *abendländischen Kulturkreisen* zeichnet sich eine Entwicklungslinie ab, die von der früheren, philosophisch-theologisch begründeten Herabsetzung zum heutigen Feminismus führt:

In der *griechischen Früh-Antike* nahm die Frau eine herausragende Stellung ein. In der kretisch-mykenischen Kultur galt sie als ›Schwester‹ und Gefährtin des Mannes, als Erzieherin der Kinder, die ihren Namen erhielten; ihr fielen außerdem wichtige Funktionen im häuslich-privaten Be-

reich wie im öffentlichen Gemeinschaftsleben zu. In Sparta genossen Mädchen die gleiche Erziehung wie Knaben. Insbesondere bezeugen die Frauengestalten im Homerischen Epos das gesellschaftliche Ansehen der Frauen in der griechischen Frühgeschichte. – Mit der Ablösung der bürgerlichen Sippengemeinschaft durch eine merkantile Stadtkultur im 7. Jh. v. Chr. ging die Abwertung des Weiblichen zugunsten einer männlich-patriarchalischen Struktur einher. Zwar gelang es noch in der klassischen Tragödie, große Frauengestalten hervorzubringen (Antigone, Iphigenie, Medea, Elektra), doch setzte sich in Dichtung, Philosophie und Wissenschaft allmählich das Bild von der Frau als minderwertigem Wesen durch (Pandora, Xanthippe). Für Platon galt die Frau als Verkörperung niederer Kräfte.¹¹ In der aristotelischen Tradition wurde die weibliche Physis im Verhältnis zur männlichen als mangelhaft oder Mißbildung angesehen.¹² Besonders folgenschwer für die Geschlechterauffassung bis in die frühe Neuzeit der christlich-abendländischen Geschichte waren die antiken Zeugungstheorien, wonach das Kind der Mutter lediglich das stoffliche Rohmaterial, den Leib, verdankt, dem väterlichen Sperma aber die Seele. So galt die Frau im griechischen Rechtswesen als unmündig und unterstand der Vormundschaft des Vaters, des Ehemanns oder eines öffentlichen Beamten. Obwohl das Prinzip der Einehe herrschte, galt das Monogamiegebot im strengen Sinn nur für die Ehefrau, während es dem Mann gestattet war, außereheliche Beziehungen mit Kurtisanen und Sklavinnen zu unterhalten oder sich dem eigenen Geschlecht zuzuwenden. Dagegen spielten die Hetären als Gefährtinnen bedeutender Politiker und Künstler eine wichtige Rolle im kulturellen und politischen Leben. So genoß Aspasia als Lebensgefährtin des Perikles in den Philosophen- und Dichterkreisen höchstes Ansehen. Die Dichterin Sappho wurde als einzige Frau in den Kanon der neun bedeutendsten Dichter des griechischen Altertums aufgenommen.

Die Grundlage für das *römische* Gemeinwesen bildete die autokratische Gewalt (*patria potestas*) des Familienoberhauptes (*pater familias*), die den Familienverband prägte. Die ursprüngliche Bezeichnung für die Herrschaftsgewalt des *pater familias* über alle Angehörigen des Familienverbandes lautete »*manus*« (Hand). Die in Manusehe lebende Frau war rechtlich ihrem Ehemann bzw. dessen Vater unterstellt, die uneingeschränkte Verfügungsgewalt über ihren Besitz und ihr Leben hatten. Dagegen wurde die Frau in der *manusfreien* Ehe rechtlich nicht Mitglied der Familie des Ehemanns. Sie behielt ihren durch Geburt erworbenen Namen bei und blieb auch nach Auflösung der Ehe im Besitz ihres Vermögens. Mit der Liberalisierung des Familien- und Eherechts unter Mark Aurel erhielten Töchter das gleiche Erbrecht wie Söhne und Frauen das Recht auf Scheidung und Wiederverheiratung sowie das Recht, als Zeuginnen vor Gericht zu erscheinen. Die Frauen, vor allem die der römischen Oberschicht,

¹¹ »Unter den als Männern Geborenen gingen die Feiglinge und die während ihres Lebens Unrecht übten der Wahrscheinlichkeit nach bei ihrer zweiten Geburt in Frauen über« (Platon, *Timaios* 90 e).

¹² Vgl. Aristoteles, *Über die Entstehung der Tiere*. 2. Buch, Kap. 3; 4. Buch, Kap. 2.

erlangten so eine bisher nicht gekannte rechtliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit, genossen jedoch keine staatsbürgerlichen Rechte und blieben von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Dennoch spielten einige Römerinnen eine bedeutende politische Rolle. Gesellschaftlich genoß die Römerin eine wesentlich höhere Einschätzung als die griechische Frau. Die verheiratete, freie Römerin (*matrona*) wurde als Gefährtin ihres Gatten, als Herrin (*domina*) und Schlüsselverwalterin des Hauses betrachtet. Ihr Lebensraum war das Atrium; von dort aus führte sie die Aufsicht über die Sklavinnen, leitete die Hauswirtschaft und die Erziehung der Kinder und nahm die Aufgaben des Hauskultus wahr. Frauen konnten an außerhäuslichen Geselligkeiten teilnehmen und die öffentlichen Thermen besuchen. Die Elementarschulen standen, anders als in Athen, auch Mädchen offen. ›*Doctae puellae*‹ war die Ehrenbezeichnung für die gelehrten und dichtenden Frauen der römischen Oberschicht. Eine hoch angesehene kulturelle Funktion hatten die Vestalinnen, denen der Staatskultus der Vesta oblag.

*

In der griechischen und römischen Kultur sind zwar Ansätze zu einer insbesondere rechtlichen Gleichstellung der Frau enthalten, aber es ist im allgemeinen kein Bewußtsein vom Weiblichen als einer positiven Kraft gegenwärtig. So konnte die in der platonisch-aristotelischen Auffassung zum Ausdruck kommende Herabsetzung des Weiblichen nicht nur weitergegeben, sondern durch eine entschiedene theoretische Begründung derart auch von den Frauen verinnerlicht werden, daß das einseitig Männliche (die Macht) auch ihnen als *Lebensideal* galt und heute in einem geradezu verschärften Sinne noch gilt.

Dieser Gipfel der Verzerrung des Weiblichen und auch des Männlichen, die geradezu den Boden und die Substanz der abendländischen Kultur ausmacht, kam durch die Verbindung des griechisch-römischen Denkens mit dem jüdisch-christlichen Denken zustande. Dieses Moment der Entwicklung sei nun näher betrachtet.

D

Die durch die platonische und aristotelische Lehre philosophisch verankerte Herabsetzung der Frau erhielt durch das *jüdisch-christliche* Denken ein philosophisch-theologisch entscheidendes Gewicht. In dieser Form prägte sie wesentlich das Bild der Frau im Abendland.

Die jüdisch-christliche Auffassung der Frau erscheint in den Gestalten Evas und Marias. Die *ursprüngliche Absicht* des dadurch zur Sprache gebrachten *Tiefenphänomens* ist deutlich und unverkennbar: Durch sie soll das Weibliche sowohl in den Ursprung der Geschichte (Eva, Mutter aller Menschen) als auch ins Herz der Gottheit (Maria, die Mutter Gottes, also Gott als Mutter) hineingestellt werden. Die einseitige männliche Interpretation dieser erhabenen Vision verkehrte sie von Anfang an ins Gegenteil.

Die Auslegung der Schöpfungsberichte spielte dabei eine bedeutende Rolle. Die erste Schöpfungserzählung, die von der Gleichrangigkeit des Mannes und der Frau (Mann und Frau als Ebenbild Gottes) spricht (Gen 1, 27), dergleichen die Frau hochpreisende Texte wie das Hohelied oder das Preislied in den Sprüchen Salomos (Spr 31, 10–31), die für große Mystikerinnen – wie etwa Mechthild von Magdeburg – so bedeutend wurden, fanden in der offiziellen Tradition keine Berücksichtigung und blieben geschichtlich unwirksam. Dagegen stützte sich die frühchristliche und mittelalterliche Theologie auf Gen 2–3, wo die Erschaffung Evas aus der Rippe Adams und der Mythos des Sündenfalls erzählt werden, und legte diese biblische Erzählung in patriarchalisch-androzentrischer Weise aus.¹³

Die Verkehrung findet sich schon bei Paulus, soweit die angeführten Schriften auch wirklich von ihm stammen, was aber zur Sache eigentlich nichts tut. Die darin ausgesprochene Haltung ist ohnehin nicht ganz eindeutig. Es wird zwar jesuanisch von der Gleichheit aller Menschen (»Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklave und Freie, nicht Mann und Frau« Gal 3, 28) gesprochen, dann werden aber unjesuanisch auch gleich die Grenzen festgesetzt: »Der Mann soll das Haupt nicht verhüllen, denn er ist Ebenbild und Abglanz Gottes, die Frau ist aber Abglanz des Mannes. Denn der Mann stammt nicht von der Frau, sondern die Frau vom Mann. Der Mann wurde auch nicht für die Frau geschaffen, sondern die Frau für den Mann« (1 Kor 11, 7–9). Das ursprüngliche Verhältnis der beiden Prinzipien scheint dagegen im Verhalten und in der Lehre Jesu auf. Dieser wichtige Punkt der jesuanischen Revolution ist – ebenso wie die anderen zentralen Punkte derselben – geschichtlich bis heute unwirksam geblieben.

Diese durch die Kirchenväter verstärkte und bei den mittelalterlichen Theologen ihren Höhepunkt findende Auffassung von der Frau erzwang die zwei Grundmomente, die das abendländische Frauenverständnis der letzten zwei Jahrtausende verhängnisvoll bestimmten: a) die Frau als »Einfallspforte des Teufels« (*janua diaboli*), wie es Tertullian (um 160–220 n. Chr.) ausdrückte, d.h. sexuelle Verführerin, die den Mann ins Verderben treibt, und b) die Frau als unselbständiges Wesen, das sich dem Mann unterzuordnen hat. Diesem Zerrbild entsprechend gewann ein enges und einseitiges Verständnis der Jungfrau Maria als asexueller Mutter zunehmend an Bedeutung, das die real existierende Frau herabsetzt. Einerseits wird der historische Ursprung der Frau durch Eva als Vereitelung der göttlichen Schöpfung vorgestellt, die im grundsätzlich amoralischen Charakter ihres weiblichen Geschlechtswesens besteht. Die Frau ist als solche, d.h. sofern sie sexuell bestimmt ist, dem Mann eine Verführung und folglich an sich verwerflich; sie ist biologisch unrein (Menstruation) und deshalb für kultische Funktionen und höhere Ämter ungeeignet. Auf der anderen Seite ist sie für die Fortpflanzung notwendig. So wurde sie nur als

¹³ Vgl. etwa Augustinus, *De Genesi ad litteram*. Buch IX, Kap. 15 (Migne Latinum 34, 403), Buch XII, Kap. 16 (Migne Latinum 34, 467). Thomas von Aquin, *Summa Theologiae* I pars. *Quaestio* 92: *De productione mulieris*.

unvermeidliches Instrument für die Erhaltung der menschlichen Art angesehen, dessen – wie auch in anderen Kulturkreisen – betonte Unreinheit hier als eine Folge des Urfalls angesehen wird. Das heißt: Das tatsächliche Geschlechtswesen der Frau wird unnatürlich, ihre Geschlechtlichkeit an sich sündhaft geheißt. Das Gegenphänomen war damit schon gegeben: Die vollkommene Frau, die die Existenz des Weiblichen eigens rechtfertigt, konnte nur eine Gestalt sein, in der das Geschlechtliche negiert und somit die geschlechtliche Bezogenheit zum Mann bis in den Zeugungsvorgang hinein aufgehoben wird. Dies war die einzige Art, wie man sich vorzustellen vermochte, daß Gott Mensch wird.¹⁴

E

Wie weit und tief diese alle anderen Herabsetzungen der Frau übertreffende Auffassung geschichtlich wirksam gewesen ist und bleibt, zeigt sich unmißverständlich in der Gesamtorganisation des christlichen Abendlandes. Es seien daraus zwei Grundmomente hervorgehoben, welche die Tragik der Mißdeutung besonders eindringlich anzeigen.

Zum einen wurde infolge der philosophisch-theologischen Auffassung im Hoch-Mittelalter die Abwertung der Frau als »animal imperfectum« auch biologisch begründet. So leitete Thomas von Aquin die Pflicht der Frau zum radikalen Gehorsam gegenüber dem Mann und ihrer radikalen Unterwerfung unter ihn aus der von Aristoteles übernommenen Auffassung von der physiologischen Minderwertigkeit der Frau als »mas occasionatus« (verfehlter Mann) und ihrer »defizitären« Funktion beim Zeugungsvorgang ab. Auf die Frage »Ob das Weib bei der Erschaffung der Dinge hervorgebracht werden mußte«, gibt er als Antwort: »Es war notwendig, daß das Weib ins Dasein trat, wie die Schrift sagt, als die Gehilfin des Mannes; zwar nicht als Gehilfin zu einem anderen Werke als dem der Zeugung, wie einige behaupten, da ja der Mann zu jedem sonstigen Werke eine bessere Hilfe im andern Manne findet als im Weibe, sondern es war notwendig als Gehilfin beim Werke der Zeugung.« Auf den ersten Ein-

¹⁴ Gegen diese Entstellung der ursprünglichen christlichen Idee richtet sich berechtigterweise die Empörung vieler intelligenter Frauen. So etwa: »Man pflegt stolz zu sagen, das Christentum habe die Frau aufgewertet und in Maria erhöht. Man kann mit gutem Grund das Gegenteil behaupten: Die Beinahe-Vergöttlichung der Maria hat die reale Frau erst wirklich zur Eva gemacht, zur Gegenfigur des Ideals. Auch eine logos-gerichtete, eine von Zölibatären geleitete Männer-Kirche kommt nicht ohne die Beziehung zum Weiblichen und zur Frau aus. Da sie aber sowohl der eigenen anima aus dem Wege geht wie auch der realen Frau (ausgenommen in jenen Zeiten, deren sich die Kirche heute schämt: in Renaissance und Barock), also der gefährlichen Problematik der eigenen und fremden Geschlechtlichkeit sich entziehen will, mußte sie eine Figur schaffen, welche nur den ungefährlichen, den logos-freundlichen, also den Mann in seiner »Männlichkeit« bestätigenden Aspekt des Weiblichen verkörpert: die Madonna, welche auch Jungfrau bleibt, wenn sie Mutter wird. (...) Zwischen der Madonna und der realen, dem einzelnen Mann begegnenden Frau entsteht so eine tiefe Kluft. An der Madonna gemessen, ist jede Frau die mindere, die unheilige Eva, die Böse, die Hexe. In der Hexe wurde das Gegenbild der Madonna verfolgt und getötet« (Luise Rinser, *Unterentwickeltes Land Frau*. Frankfurt 1987, 69–70).

wand »Der Philosoph (Aristoteles) sagt: »Das Weib ist ein verfehelter Mann.« Bei der Urbegründung der Dinge durfte es aber nichts Verfehltes und Mangelhaftes geben« lautet die Antwort: »Hinsichtlich der Einzelnatur ist das Weib etwas Mangelhaftes und eine Zufallserscheinung; denn die im männlichen Samen sich vorfindende wirkende Kraft zielt darauf ab, ein dem männlichen Geschlechte nach ihr vollkommen Ähnliches hervorzubringen. Die Zeugung des Weibes aber geschieht auf Grund einer Schwäche der wirkenden Kraft wegen schlechter Verfassung des Stoffes oder auch wegen einer von außen bewirkten Veränderung z.B. wegen der feuchten Südwinde (wie Aristoteles im Buch über die Entstehung der Tiere sagt). Aber mit Bezug auf die Gesamtnatur ist das Weib keine Zufallserscheinung, sondern nach der Absicht der Natur deren Zeugungsart zugeordnet.« Folglich ist die Unterwerfung der Frau für Thomas keineswegs eine Folge der Erbsünde, die allein die »subiectio servilis« (sklavische Unterwerfung) begründet. Sie liegt vielmehr in der Natur der Sache: »Eine andere Unterwerfung ist die häusliche oder bürgerliche, der gemäß der Vorgesetzte den Untergebenen zu deren Vorteil und Wohl in Dienst stellt; eine solche Unterwerfung hätte auch vor der Sünde bestanden. Den Menschen wäre nämlich das Gut der Ordnung nicht zuteil geworden, wenn sich einige nicht durch andere, weisere Menschen hätten leiten lassen. Gemäß diesem Unterordnungsverhältnis ist das Weib dem Manne von Natur aus unterworfen; denn im Manne überwiegt von Natur aus die Unterscheidungskraft des Verstandes.«¹⁵

Diese philosophisch-theologische Auffassung zeigt aber erst dann ihre volle Tragweite, wenn sie von den Frauen selbst derart verinnerlicht wird, daß sie in der Negation des Weiblichen das eigene Lebensideal sehen. Dadurch kommt eine selbstvernichtende Bewußtseinsform zum Ausdruck, die eben die Negation des Weiblichen durch die Frau als vollkommene Daseinsweise für die Frau vorstellt. Erst wenn gesehen wird, daß die Herabsetzung der Frau durch eine grundsätzliche Verachtung des Weiblichen geschieht und daß dieses Geschehen auch von der Frau selbst mitgetragen wird, wobei ihr diese Auffassung von Weiblichkeit zur hochersehten Daseinsform wird, ist das Tiefenphänomen erreicht, um das es hier geht.

F

Nimmt man dagegen die Gestalt Eva-Maria als Tiefenphänomen (Eva zusammen mit Adam »Urmutter aller Menschen« – Maria aber: »Junfräuliche Mutter Gottes«) und versucht von daher die christliche Schöpfungs-idee zu verstehen, so ergibt sich in der Tat eine großartige Vision: die ur-

¹⁵ Summa Theologiae I, quaestio 92: De productione mulieris (Die Erschaffung des Weibes). Zitiert nach der deutschen Ausgabe. Heidelberg 1941. Auf solchem Boden war freilich eine Frage wie die der 1618 anonym erschienenen Schrift »Gründ- und probierliche Beschreibung, belangend die Frag, Ob die Weiber Menschen seyn, oder nicht?« (vgl. Elisabeth Gössmann, Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung. Band 4. München 1988) selbstverständlich.

sprüngliche Präsenz des Weiblichen in der Gottheit und somit an der Schöpfungsquelle. Der Gedanke – ontisch natürlich unvorstellbar – ist ontologisch absolut schlüssig: Gott, der ewig ist und darum keine Mutter im Sinne zeitlicher Abhängigkeit von einer Frau haben kann, wird aber doch erst durch die Mutter (durch das weibliche Urprinzip) zum vollendeten, leibgewordenen Gott (Gott–Mensch). Die phänomenale Aussage ist eindeutig: das Weibliche und das Männliche gehören gleichursprünglich zum Wesen des Seins, das sich nur aus der ständigen *Durchdringung* der beiden Prinzipien als lebendiges Leben zu gestalten vermag. Dieses tiefste Geheimnis des Seins wird durch die Vereinigung von Gott und Mensch im Sohn der heiligen, reinen Jungfrau offenbart. Das heißt: Die Vereinigung des Göttlichen und des Menschlichen geschieht durch die Reinheit des Weiblichen. Aber dies ist gerade nicht ontisch (darum kein Mann bei der Zeugung), sondern ontologisch zu verstehen, d.h. so, daß erst die Zusammenkunft des Männlichen und des Weiblichen den realen, geschichtlich geschehenden Gott hervorbringt.

Da es sich dabei tatsächlich um ein Schöpfungsgeschehen, um einen Hervorbringungsprozeß handelt, gehört die Erfahrung des Verlustes, des Fallens wesentlich dazu. Die Möglichkeit des Scheiterns ist stets dort gegeben, wo die Freiheit der Selbstentfaltung das Ziel ist. Daß dies zum Wesen des Seins selbst gehört, wird im Tiefenphänomen des Ur-Falls treffend zur Sprache gebracht, das im Prozeß der Erlösung erst seinen Sinn bekommt: Adam – Eva – Maria – Christus. Das Fallenkönnen gehört zum Gehen. Sein ist der Prozeß des ständigen Sichwiederaufrichtens. Im christlichen Grundgedanken sind Zerbrechlichkeit, Schwäche und Versagen voll angenommen und doch zugleich die Verwirklichung der Sehnsucht des Menschen nach Heil, Reinheit und Glück zur Aufgabe gemacht.¹⁶

Ein wahrer neuer Anfang der Geschichte wird immer dort erreicht, wo dies *gelebtes Leben* wird. Daß dies die eigentliche und höchste Aufgabe der Menschheit ist und Wirklichkeit werden kann, ist die erlösende Botschaft Jesu.

Wäre dieser großartige, in der Gestalt Adam – Eva – Maria – Christus angelegte Entwurf aufgenommen und weiterentwickelt worden, hätte er zum Ausgangspunkt einer *ursprünglichen, aus der Verbindung des Männ-*

¹⁶ »Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich (...) Laßt die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Himmelreich (...) Zöllner und Dirnen gelangen eher in das Reich Gottes als ihr« (Mt 5, 3; 19, 14; 21, 31). »Da brachten die Schriftgelehrten und die Pharisäer eine Frau, die beim Ehebruch ertappt worden war (...) und sagten zu ihm (...) Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, solche Frauen zu steinigen. Nun, was sagst du? (...) Jesus aber bückte sich und schrieb mit dem Finger auf die Erde. Als sie hartnäckig weiterfragten, richtete er sich auf und sagte zu ihnen: Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie. Und er bückte sich wieder und schrieb auf die Erde. Als sie seine Antwort gehört hatten, ging einer nach dem anderen fort, zuerst die Ältesten (...) Er richtete sich auf und sagte: Frau, wo sind sie geblieben? Hat dich keiner verurteilt? Sie antwortete: Keiner, Herr! Da sagte Jesus zu ihr: Auch ich verurteile dich nicht. Geh und sündige von jetzt an nicht mehr« (Joh 8, 3–11).

lichen mit dem Weiblichen hervorgehenden *Ontologie* werden können, die der Weltgeschichte vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben hätte.¹⁷

Aber der ontologische Gedanke wird zur Karikatur, wenn er ontisch mißverstanden wird. Und so wurde der großartige Entwurf verkleinert, eingengt und in Zusammenhänge gestellt, die die ursprüngliche Idee ins Gegenteil verkehrten. Aus dem Tiefenphänomen der *Mütterlichkeit des Göttlichen* wurde die jungfräuliche Madonna als asexuelle Frau, die ausgerechnet durch ihre von jedem Männlichen befreite Empfängnis das Verfehlen Evas bereinigt. Das Verfehlen Evas besteht darin, ein sexuelles und darum verführerisches Wesen zu sein, das den Mann, und das heißt den Menschen an sich, von Anfang an, also vom Wesen her, vom Heil abbringt. Durch diese philosophisch-theologische Begründung prägte sich die in allen Kulturkreisen auf jeweils andere Art herrschende Negation des Weiblichen dem abendländischen Bewußtsein derart subtil ein, daß sie für die konkrete Frau zum Ideal von Weiblichkeit werden konnte. Der Prozeß des totalen Identitätsverlustes erreicht hiermit seine verhängnisvollste Vollendung.

Mit der Verachtung des Weiblichen stimmt zusammen, daß aus einer Seinserfahrung, die aus dem Geist des Gesetzes, des Formalismus und der Macht herausführt, die die Liebe, die Freiheit und die Gleichheit aller Menschen beinhaltet und die das Göttliche Leib und Fleisch werden läßt, eine Lehre wurde und diese zum Fundament neuer und noch härterer Machtstrukturen als zuvor und zu einer alles Irdische, Leibliche und Fleischliche verachtenden Grundhaltung (*»despicere terrena et amare coelestia«*) gemacht werden konnte.

*

Im Prozeß des Ringens um die Befreiung des Weiblichen und die Würdigung der Frau geht es weder allein um das Weibliche noch allein um die Frau. Es geht um Wiederherstellung des Weiblichen und des Männlichen, damit die Menschlichkeit des *Menschen* geschehen könne. Gehen die feministischen Bewegungen der Gegenwart einen Schritt weiter in diese Richtung?

G

Unter *Frauenbewegung* wird die Gesamtheit aller Versuche von Frauen verstanden, ihre spezifischen Interessen organisiert zu vertreten und ihrer Benachteiligung auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet entgegenzuwirken. Sie ist im Zusammenhang mit der durch die Auf-

¹⁷ Was im Abendland – Heidegger, den letzten großen Ontologen, eingeschlossen (vgl. insbesondere Martin Heidegger, *Vom Wesen des Grundes*. In: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*. Ergänzungsband. Max Niemeyer, Halle (Saale) 1929, 71–110) – entwickelt worden ist, sind nicht nur *männliche* Ontologien, sondern *männliche Ontologien des männlich erfahrenen Seins*, mithin die Grundlage für jene verhängnisvolle Einseitigkeit, die die neuzeitliche Wissenschaft kennzeichnet.

klärung, die Romantik und den Deutschen Idealismus entwickelten Idee der Freiheit zu sehen, die durch die Französische Revolution politische Wirklichkeit zu werden begann.

Auf den Widerspruch der Französischen Revolution, die unter Menschenrechten eigentlich nur Männerrechte verstand, wies Olympe de Gouges mit ihrer 1791 veröffentlichten Schrift »Déclaration des droits de la femme et de la citoyenne« hin, worin erstmals in der Geschichte die völlige rechtliche, politische und soziale Gleichstellung der Frau gefordert wurde. Dem folgte 1792 in Großbritannien Mary Wollstonecrafts »A vindication of the rights of women«, das 1793 in Frankreich, Deutschland, Italien und den USA erschien und daraufhin zu einem Grundlagentext der Frauenbewegung wurde.

In den frühen 30er Jahren des 19. Jh. entstand in Frankreich eine radikalfeministische Frauenbewegung, die aus den utopischen Gesellschaftstheorien des Frühsozialismus, besonders der sozialreformerischen Lehre des Saint-Simonismus, die Idee der Selbstbefreiung ableitete.¹⁸ Die amerikanische Frauenbewegung dagegen ging aus dem Kampf für die Sklavenbefreiung hervor. Die erste »Female Anti-Slavery Society« wurde 1833 in Philadelphia gegründet. Als Geburtsstunde der organisierten Frauenbewegung in Amerika gilt die 1848 nach dem Vorbild der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung in Seneca Falls (New York) verabschiedete »Declaration of Sentiments and Resolutions«, in der die Forderung nach dem Frauenstimmrecht mit einer scharfen Kritik am patriarchalischen Despotismus verbunden wurde.

In Deutschland bildete erst die Revolution von 1848 den Auftakt zur Entstehung einer Frauenbewegung, deren Ansätze eng mit der Person von Luise Otto verbunden sind. Sie plädierte für die Teilnahme der Frauen am Staatsleben, »am Werk der Welterlösung«, beharrte jedoch auf der prinzipiellen, naturgegebenen Bindung aller Frauen an Familie und Mutterschaft.

Eine besondere Rolle spielte in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen in Deutschland Edith Stein. Als Assistentin Edmund Husserls gehörte sie zur Elite der damaligen Philosophie. Sie erfuhr aber in schmerzhafter Weise die Beschränkungen, die ihr zuerst das Frausein und dann ihre jüdische Abstammung in der wissenschaftlichen Männerwelt auferlegten. Sie konnte im Fach Philosophie nicht habilitieren, obwohl ihre Begabung zugestandenermaßen überdurchschnittlich war. Das bedeutete für sie den Anfang der allmählichen Vernichtung einer von ihr angestrebten philosophischen Existenz. Aber ihre Bemühungen, die Härte der akademischen Männerwelt gegenüber Frauen zu durchbrechen, war ein entscheidender Beitrag, um den Frauen in Deutschland den Weg zu Führungspositionen

¹⁸ Aus welcher Stimmung diese Frauenbewegungen hervorgingen, kann man aus Buchtiteln der damaligen Zeit heraushören, so etwa: Flora Tristan, *Pérégrinations d'une paria* (Wanderungen einer Ausgestoßenen). Paris 1838; Victorine Brocher, *Souvenirs d'une morte-vivante* (Erinnerungen einer lebenden Toten). Veröffentlicht erst 1906. Vgl. dazu Roger Garaudy, *Der letzte Ausweg. Die Feminisierung der Gesellschaft*. 2. Aufl. Olten 1984.

an der Universität und zur Selbständigkeit in der Forschung frei zu machen. Aus diesen Erfahrungen heraus hat sie die Vorlage zu einem im jüdisch-christlichen Glauben verankerten, doch auch kritischen Verständnis des Frauseins hinterlassen, das im wesentlichen ihrer Zeit voraus war. Tiefe und Reichtum ihrer Auffassung werden erst jetzt allmählich entdeckt.¹⁹

Die Entwicklung der Frauenbewegung lief auf den *Feminismus* im strengen Sinne hinaus. Der Ausdruck geht auf den utopischen Sozialisten Charles Fourier (1772–1837) zurück. Damit wird zugleich die Neue Frauenbewegung bezeichnet, die Ende der 60er Jahre dieses Jahrhunderts im Zusammenhang mit der amerikanischen Bürgerrechts- und westeuropäischen Studentenbewegung entstand. Das allgemeine Ziel des Feminismus ist die Abschaffung der Unterdrückung der Frau und eine von weiblichem Einfluß geprägte, grundlegende Veränderung des gesellschaftlichen Normen- und Wertesystems. Dabei wird die Vorrangigkeit des psychologischen Befreiungsprozesses der Frau von ihrer absoluten Bezogenheit auf den Mann betont, weil nur eine solche Befreiung sie zu einer eigenständigen Beurteilungsweise menschlicher und gesellschaftlicher Probleme befähigen kann.

H

Die Selbstbefreiung der Frau aus dieser aufgezwungenen Unmündigkeit gehört zu den wichtigsten Ereignissen nicht nur unserer Zeit, sondern der Menschheitsgeschichte überhaupt. Deshalb ist es so wichtig, das Geschehen kritisch zu erhellen. Daß man von einer Unfreiheit unmerklich in eine noch tiefere übergehen kann, die man fälschlicherweise als Freiheit ansieht, gehört zu den Konstanten der geschichtlichen Entwicklung. Nun ist in der Fülle der Frauenliteratur ein durchgehender Eindruck der Unsicherheit über das eigene Anliegen unverkennbar. Dies ist natürlich eine Folge der jahrtausendelangen Frauenverachtung. Daß wir uns die Wirklichkeit nur männlich vorzustellen vermögen, weil die abendländische Kultur keine anderen Formen für den Umgang mit der Welt (keine andere Form von Bewußtsein, Verstand, Vernunft, Geist usw.) entwickelt hat als nur männliche, zeigt sich in tragischster Form darin, daß sich die Frauen als eigenes Ziel ein männliches gesetzt haben: die Unsicherheit des Abenteurers, die Härte des Kampfes, das Berauschte des Erfolgs.²⁰ Fragt man nämlich, wozu die emanzipatorische Bewegung die Frau befreien soll, so gibt gerade ihr Begriff der *Gleichberechtigung* unmißverständlich Auskunft darüber. Damit ist nicht die Selbstfindung der Frau in der Ei-

¹⁹ Vgl. Edith Stein, *Die Frau. Ihre Aufgabe nach Natur und Gnade*. In: Edith Steins Werke. Band V. Freiburg-Louvain 1959; *Ganzheitliches Leben. Schriften zur religiösen Bildung*. Band XII. Freiburg 1990. Ferner: Edith Stein, *Aus der Tiefe Leben. Ausgewählte Texte zu Fragen der Zeit*. Hrsg. von Waltraud Herbstrith. München 1988.

²⁰ Dies geschieht mitunter nicht ohne groteske Dramatik. So etwa, wenn gerade zur gleichen Zeit, da Männer den Mut aufbringen, die Legitimität von Veranstaltungen wie Box- oder Stierkämpfen wegen ihrer Brutalität in Frage zu stellen, nun Mädchen und Frauen als Boxerinnen und Stierkämpferinnen aufzutreten beginnen.

genart ihres Wesens gemeint. Die Frage nach dem *Wesen des Weiblichen* ist, so weit ich sehe, *noch nie* gestellt worden. Ich befürchte sogar, daß die grundlegende Wesensfrage auf dem jetzigen Stand der Entwicklung eher störend wirken kann. Angestrebt wird die Gleichstellung mit dem Manne, und zwar nicht einmal Gleichstellung mit dem ursprünglich Männlichen, sondern mit dem existierenden Mann, so wie dieser geschichtlich gewirkt hat. Ist der Mann bislang einseitig nur in den Dienst des Machtphänomens getreten, so wird jetzt eine *Machtteilung* oder gar eine *Machtablösung* durch die Frau angestrebt. In dem Augenblick aber, wo die Frau die Machtstellung des Mannes als erstrebenswert beansprucht, ist der Gipfel der Selbstnegation erreicht.

Die Verachtung des Weiblichen ist auch von der Frau derart verinnerlicht worden, daß sie sich gerade innerhalb der feministischen Bewegung oft sogar in Form von Abscheu vor der eigenen Wesensart vollzieht. Simone de Beauvoir äußerte: »Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.«²¹ Wir kennen, so ihr Gedanke, nicht das »Wesen« oder die »Natur« der Frau. Wir kennen nur ihre Geschichte. Und dies ist die Geschichte einer durchgängigen Entfremdung, eines ständigen Zerrissenseins zwischen dem, was das Weibliche in ihr insgeheim will und was man aus ihr gemacht hat.²² Die Unterdrückung reicht aber derart tief, daß auch die Sehnsucht der Frau nach sich selbst verstört worden ist. Die bis in das Biologische reichende Selbstverneinung ist durch die Absicht der Bewegung bedingt. In der patriarchalischen Gesellschaft sei die Frau als »das Andere« definiert worden, während der Mann die *Norm* sei, an der sie sich zu messen habe. Dieser Ideologie folgend will die Frau nicht Frau sein, sondern eben *normal*, d.h. dem Manne *gleich*. Darum empfindet sie ihre biologische Eigenart als eine Last und verfällt somit unmerklich genau in die frauenverachtende Auffassung der hochmittelalterlichen Theologie, wonach die Unvollkommenheit der Frau darin bestünde, nicht dem Manne gleich zu sein.²³

²¹ Le deuxième sexe. Paris 1949. Hier deutsch: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek 1951. Bd. 1, 265.

²² Vgl. hierzu Betty Friedan, Der Weiblichkeitswahn oder die Mystifizierung der Frau. Reinbek 1966; Kate Millet, Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft. München-Wien 1971.

²³ Dieses Verständnis von Gleichberechtigung kann wohl als konstant in der feministischen Tradition angesehen werden. Beispiel: Zur Gestalt der Päpstin Johanna, die um 1100 durch eine List an die Machtspitze der römischen Kirche gekommen sein soll, schreibt Elisabeth Gössmann: »Ich glaube aber, daß mein Unternehmen, die hinter den Päpstin-Debatten stehende Ideologie zu erforschen, auch im Hinblick auf die Gegenwart notwendiger und sinnvoller ist. Geht es doch um das unfreiwillige Gestehen dessen, was wichtige Chronisten und Kirchenlehrer über das Verhältnis von Frau und Öffentlichkeit, Frau und Amt, Frau und geistlicher Macht gedacht und wie sie ihre Auffassungen begründet haben. Es geht auch um das Kapitel ›Angst vor der Frau‹, das sich in vielen Texten der Päpstin-Rezeption spiegelt. Denn im Grund ist die Päpstin das Schreckbild der Kirchenmänner, gleich ob von ihrer Existenz oder Nicht-Existenz überzeugt, das zeigt, wohin es kommen kann, wenn man dem ›Ehrgeiz‹ und der ›Herrschaft‹ der Frauen freien Lauf läßt« (Mulier Papa. Der Skandal eines weiblichen Papstes. Zur Rezeptionsgeschichte der Gestalt der Päpstin Johanna. In: Archiv für philosophie- und theologie-

I

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen:

a) Die Unterdrückung der Frau und die Verachtung des Weiblichen ist nicht das Werk einer Religion, einer Kultur, einer Philosophie oder einer Ideologie. Wir finden das Phänomen in den Religionen, Kulturen und Philosophien aller Zeiten. Es durchdringt alle Dimensionen. Es ist ein Phänomen des Menschen, das Problem seiner Identität. Es ist ein *Tiefenphänomen*.

b) Gerade weil es sich um ein ontologisches Phänomen handelt, erweisen sich Teilerklärungen zwar als richtig und historisch belegbar, aber für ein Verständnis des Phänomens als solchem unzureichend.

c) Die Herabsetzung des Weiblichen ist das gravierendste Problem des Menschen. Darin kommt die Ablehnung seines eigenen Ursprungs zum Ausdruck. Dieses negative Verhältnis zu sich selbst, welches sowohl das Versinken in pervertierte Leidenschaften als auch die Flucht in sogenannte geistige Sphären zur Folge hat, zeigt sich im Nichtzurechtkommen mit dem eigenen »Leib«, und zwar meine ich jetzt Leib nicht intellektualistisch als Begriff, sondern als konkrete biologische und geschlechtliche Lebensgrundlage. Eine urtiefte *Angst* des Menschen vor dem im Weiblichen sich symbolisch und real öffnenden Abgrund des Lebens erzeugt eine *Ablehnung* von dessen Grundstruktur. Diese Angst zu überwinden, um sich annehmen und lieben zu lernen, gehört zu den wichtigsten menschheitsgeschichtlichen Aufgaben. Der Mensch wollte sich bislang nicht so, wie er ist. Er hat noch nicht gelernt, sich auch als leiblich-sexuelles Wesen zu lieben, das wirkliche Leben zu schätzen. Das für diese Verstörung typische verdrängende Fehlverhalten ist über Jahrhunderte hinweg konstant geblieben: entweder flüchtet er in imaginäre Welten, oder er artet hemmungslos ab.

d) Die gegenwärtig mit besonderer Brutalität auftretende Oberflächlichkeit und Hemmungslosigkeit im Umgang mit dem Sexuellen, neben der bezeichnenderweise zugleich eine Tabuisierung desselben besteht, ist ein deutliches Symptom mehr des Tiefenphänomens, das Thema der vorliegenden Abhandlung ist: die gewalttätige Selbstzerstörung einer vom männlichen Denken beherrschten Welt.

e) Die abendländische Form von Wissenschaft ist ihrem Wesen nach männlich geprägt. Sie zielt auf Macht ab. Wie uns heute endgültig klar geworden, ist das Unterordnungsverhältnis, das die Macht stiftet, irrtümlich und auch im Hinblick auf das Verhältnis des Menschen zur Welt unzulässig. Dabei ist folgendes zu berücksichtigen: Das Problem besteht nicht

geschichtliche Frauenforschung. Hrsg. von Elisabeth Gössmann. Band 5. München 1994, 19). Dem ist natürlich zuzustimmen. Aber damit ist das, wonach m.E. nun dringend gesucht werden soll, nicht berührt, nämlich: die Dimension, in der das Weibliche als solches erfahren werden kann. Sie öffnet sich gerade nicht, solange es sowohl Männern als auch Frauen bloß um Macht (um das einseitig Männliche) geht und darum nur die bisher von Männern ausgeübte machtsüchtige Unterdrückungslust nunmehr von den Frauen übernommen werden soll.

darin, daß der Mensch die Wissenschaft falsch anwendet. Vielmehr ist die abendländische Form von Wissenschaft in ihrer *inneren Verfaßtheit* aggressiv, beherrschend, darum auf Zerstörung aus. Daß das Subjekt der Wissenschaft auch, meistens unmerklich, entsprechend empfindet und handelt, rührt daher, daß beide – Mensch und Wissenschaft – aus demselben Weltentwurf hervorgehen.

f) Wissenschaft kommt von Wissen. Um die Wahrheit des anderen kann nur derjenige wissen, der sich in ihn hineinzusetzen vermag. Das Sich-hineinsetzen-Können in einen anderen heißt Lieben. Darum ist authentische, d.h. wirklich um den Menschen und die Welt *wissende* Wissenschaft nur als eine *liebende* möglich. Die etablierte Form der Wissenschaft »weiß« eigentlich nicht um die Wahrheit der Dinge. Diese Frage – die eigentliche nämlich – interessiert sie nicht. Sie konstruiert die Wirklichkeit, zwingt den Dingen ihr Konzept auf, um aus ihnen die Antworten herauszupressen, die sie erhalten will. Im übrigen hat diese Form von Wissenschaft immer gewußt, daß sie so ist. Sie meint sogar, daß sie nicht anders sein kann. Philosophisch hat dies Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* und in den *Metaphysische(n) Anfangsgründe(n) der Naturwissenschaft* – hier nach Art der mathematischen Physik, die ihm als die höchste Form von Wissenschaft galt – begründet. Der Unterschied zwischen Kant und uns besteht darin, daß man zu Kants Zeiten noch nicht wußte – obwohl manche es mit Sicherheit ahnten –, zu welch katastrophalen Folgen der männliche Entwurf von Vernunftwissenschaft führen kann.

g) Wie eine das Weibliche integrierende Wissenschaft aussehen könnte, vermögen wir uns nur schwer vorzustellen. Wie sie nicht aussehen soll, wissen wir aber genau: eben wie die nur-männliche. Und es bedarf keines besonders scharfen Blickes, um zu sehen, daß letztere langsam, aber sicher am selbstzerstörerischen Grundentwurf ihres Wesens scheitert. – Daß sich die Form der Nur-Vernunft-Wissenschaft gegen die Evidenz ihres selbstzerstörerischen Charakters wehrt, gehört eben zur einseitigen Männlichkeit ihres Wesens, die keine Schwäche zeigen, keine Fehler zugeben darf.

h) Das Ziel ist gewiß nicht eine weibliche, sondern eine *liebende* Wissenschaft. Die liebende Wissenschaft ist die *menschliche*. Denn Liebe ereignet sich dort, wo sich das Männliche und das Weibliche begegnen. Um dazu beizutragen, daß das Weibliche nach jahrtausendelanger Unterdrückung allmählich ans Licht trete, wollen wir den Blick auf den Leib werfen, wo es am ursprünglichsten in Erscheinung tritt.

2. Tiefenphänomenologie der weiblichen Physis

Der menschliche Leib zeigt sich uns in männlicher und weiblicher Gestalt. In dieser polaren Doppelheit bekundet sich ein Sinn: *der* Sinn des Männlichen und des Weiblichen.

Die Suche nach diesem Sinn, der Gegenstand des Folgenden sein soll, geht wie die empirische Forschung der Naturwissenschaft von der sinnlichen Wahrnehmung aus, bleibt aber nicht, wie jene, auf dieser Ebene ste-

hen, sondern übersteigt sie, indem sie, auf einem umfassenderen Verständnis des menschlichen Geistes basierend, einen »tieferen« Blick wirft. Diese Art der Betrachtung steht einer ursprünglichen, rein »sinnlichen« am nächsten; fern stehen ihr dagegen kategoriale, strukturelle, funktionale o.ä. Sichtweisen – ebenso subjektivistisch-anthropozentrische.²⁴

Die im folgenden vertretene These lautet demnach: die Grundzüge der Physis der Frau zeigen nicht nur die Eigenart ihrer Sexualität, ihrer Psychologie usw. an, sondern weisen auf das *Wesen* des Weiblichen hin. Im Wesen des Weiblichen offenbart sich das Menschliche in einer bestimmten Weise seiner Verwirklichungsmöglichkeiten. Das Männliche und das Weibliche sind jeweils andere Erscheinungsformen desselben. Sie sind derart aufeinander bezogen, daß sie nur durch diese wesenhafte Aufeinanderbezogenheit ihre jeweilige Art zu finden und dieses Selbe, den Menschen, zu verwirklichen vermögen.

A

Der menschliche Organismus ist das Ergebnis eines evolutiven Prozesses, der sich in seiner stufenartigen Aufbaustruktur niedergeschlagen hat. Die folgende Darstellung unterscheidet drei Stufen: die genetische, die gonadal-hormonelle und die anatomisch-physiologische.

Mit der Vereinigung von mütterlicher Ei- und väterlicher Samenzelle entsteht ein neues menschliches Individuum. Während die Eizelle in ihrer Struktur zunächst geschlechtlich *indifferent* ist, erfolgt mit der Besamung bereits die erste geschlechtliche Bestimmung. Liefert die Samenzelle ein Y-Chromosom, so wird mit der Chromosomenkombination XY letztlich ein männlicher Organismus entstehen; liefert sie ein X-Chromosom, kommt mit der XX-Kombination ein weiblicher zustande. Damit ist das *genetische Geschlecht* festgelegt.

Die ersten Anzeichen einer geschlechtlichen Differenzierung des Embryos lassen sich etwa in der 7. Woche feststellen. In dieser Zeit entwickelt sich die geschlechtlich indifferente Gonadenanlage, nachdem die primordialen Keimzellen in sie eingewandert sind, zu Hoden oder Ovar weiter –

²⁴ Diese Betrachtungsweise geht auf eine altehrwürdige Tradition zurück, die ihre bisher fruchtbarsten Ansätze m. E. in der deutschen Romantik – insbesondere durch Novalis, Franz von Baader, F. W. J. Schelling, J. W. Ritter, C. G. Carus, G.H. Schubert – gefunden hat. Vor allem Baader, Schelling und Ritter griffen auf Jacob Böhme zurück. Für Jacob Böhme ist die äußere Gestalt der Dinge geronnener Sinn, also Zeichen (»Signatur«) ihres Wesens. Das Lesen der Zeichen führt darum zum Wesen, zum eigentlichen Sinn. Das ganze Werk des mystischen Naturphilosophen stellt das Ergebnis dieser Lektüre dar. Ausdrücklich wird auf diese methodische Grundeinstellung, die die Kunst der unmittelbaren Schau mit der Strenge der Naturwissenschaft vereinigt, im Titel seiner Schrift *De signatura rerum* (In: Sämtliche Schriften. Hrsg. von Will-Erich Peuckert. Stuttgart 1957. Sechster Band. XIV) hingewiesen. Vgl. José Sánchez, *Der Geist der deutschen Romantik. Der Übergang vom logischen zum dichterischen Denken und der Hervorgang der Tiefenphänomenologie*. München 1986.

ersteres bei Vorhandensein der genetischen Kombination XY, letzteres, wenn die Kombination XX vorliegt. Mit dieser Prägung der Keimdrüse ist das *gonadale Geschlecht* festgelegt.

Die weitere geschlechtliche Differenzierung, die schließlich zur Ausbildung des fortpflanzungsfähigen männlichen oder weiblichen Organismus führt, erfolgt durch die im wesentlichen von den Gonaden gebildeten *Geschlechts- oder Sexualhormone*. Sowohl die männlichen als auch die weiblichen Geschlechtshormone gehören chemisch zur Gruppe der Steroide. Sie werden in beiden Geschlechtern gebildet, jedoch in jeweils verschiedenen Quantitäten und Quantitätsverhältnissen.

Die männlichen Sexualhormone, die *Androgene*, deren Hauptvertreter das Testosteron ist, werden in den Hoden und der Nebennierenrinde, in geringen Mengen auch in den Eierstöcken (Ovarien) gebildet. Sie bewirken die Ausbildung der männlichen Genitalien, die Reifung der männlichen Keimzellen (Spermien) und die sekundären Geschlechtsmerkmale, wie den männlichen Körperbau, Behaarungstypus und Kehlkopf sowie den Geschlechtstrieb und das männliche Verhalten.

Bei den weiblichen Sexualhormonen lassen sich hinsichtlich der physiologischen Wirkung zwei Typen unterscheiden. Die *Östrogene* (Follikelhormone), deren wichtigster Vertreter das Östradiol ist, werden in den Ovarien, und zwar in den die reifenden Eizellen umgebenden Follikelzellen sowie in der Nebennierenrinde, aber auch im männlichen Organismus in den Hoden gebildet. Sie bewirken die normale Ausbildung der weiblichen Genitalien und die sekundären Geschlechtsmerkmale wie den typisch weiblichen Körperbau, die weichere, dünnere Haut mit vermehrter Fetteinlagerung in der Unterhaut, die weibliche Brust und das weibliche Verhalten. – In der Lebensphase der Fruchtbarkeit erfolgt eine zyklische Ausschüttung der Sexualhormone, die den Körper der Frau immer wieder auf eine mögliche Schwangerschaft vorbereitet. Dabei bewirkt das Östrogen den Eisprung, und zusammen mit dem *Gestagen* (»Schwangerschaftshormon«) Progesteron, das im Gelbkörper gebildet wird, der nach dem Eisprung aus den Follikelzellen hervorgeht, ermöglicht es die Vorbereitung der Gebärmutter (Uterus) auf die Einnistung der befruchteten Eizelle, deren Weiterentwicklung sowie die Milchdrüsenentwicklung. In der zweiten Hälfte der Schwangerschaft wird die Hormonbildung von der Plazenta übernommen, und das Progesteron bewirkt die Aufrechterhaltung der Schwangerschaft. Progesteron, aus dem als Vorstufe alle Steroidhormone entstehen können, wird auch, und damit ebenfalls beim Mann, in der Nebennierenrinde gebildet.

Unter dem Einfluß der Geschlechtshormone erfolgt die Ausdifferenzierung der *anatomisch-physiologischen* Struktur. Wir wollen drei Momente genauer betrachten: die inneren und äußeren Geschlechtsorgane und die Bildung der Keimzellen.

Die Bildung der *inneren Geschlechtsorgane* geht von geschlechtlich *indifferenten* Organanlagen aus. Im männlichen Organismus entwickeln sich daraus unter Einwirkung von Testosteron Organstrukturen, die die

Ausreifung und Speicherung der Samenzellen bewirken, die für ein befruchtungsfähiges Ejakulat notwendigen Sekrete produzieren und außerdem die Übertragung der Samenzellen ermöglichen. Im weiblichen Organismus, wo Testosteron fehlt, erfolgt mit der Entwicklung von Eileiter, Uterus und Vagina und deren Menstruationszyklus die Bildung von Strukturen, die der Aufnahme von Spermien dienen und im Falle einer Empfängnis die Frucht beherbergen, ernähren und bei ihrer Reife austreiben können. Sowohl die männlichen als auch die weiblichen Gonaden vollziehen im Laufe der pränatalen Entwicklung einen Descensus. Die Eierstöcke kommen durch diese Abwärtsbewegung geschützt, im kleinen Becken zu liegen, während die männlichen Keimdrüsen, in der Regel noch vor der Geburt, weiterwandern durch den Leistenkanal in den Hodensack (Skrotum).

Auch die *äußeren Geschlechtsorgane* werden zunächst bei beiden Geschlechtern gleich angelegt. Beiderseits der Mündung des Sinus urogenitalis, dem noch gemeinsamen Ausführungsgang der Harn- und Geschlechtswege, bilden sich die Genitalfalten, bauchwärts von diesem der Genitalhöcker, und die Region der Genitalfalten wird beidseitig von den Genitalwülsten umgeben. Bei Fehlen von Testosteron erfolgt die Ausbildung weiblicher Organe. Die Genitalfalten entwickeln sich zu den kleinen Schamlippen, die sich ventral fortsetzen und dort den Geschlechtshöcker einschließen. So entsteht die Klitoris mit ihrem Schwellkörper und der Glans clitoridis, welche vom Praeputium clitoridis bedeckt wird. Das von den kleinen Schamlippen zusammen mit der Klitoris gebildete Dreieck umgibt den Scheidenvorhof, in den Harnröhre und Scheide münden. Die seitlich von den Genitalfalten liegenden Genitalwülste entwickeln sich zu den großen Schamlippen, die sich ventral in Form des Mons pubis und in geringerem Maße im Dammbereich vereinigen und so die gesamte Region schützend und bergend umrahmen. Unter der Einwirkung von Testosteron erfolgt die Ausbildung männlicher Organe. Aus den Genitalfalten und dem Geschlechtshöcker bildet sich der Penis mit seinen Schwellkörpern und der Glans penis (Eichel), in deren Bereich das Praeputium penis (Vorhaut) entsteht. Dabei legen sich – im Gegensatz zur weiblichen Organentwicklung – die Genitalfalten zusammen, verwachsen und bilden dadurch die Verlängerung der Harn-Samen-Röhre des Körperinneren. Die Genitalwülste vereinigen sich zwischen Penisansatz und Damm unter Bildung des Hodensacks.

Aus den Urkeimzellen, die in der frühen Embryonalentwicklung in die Gonadenanlage einwandern, werden die reifen *Samen-* bzw. *Eizellen*. Dabei herrscht in der Spermiogenese von der Pubertät an eine hohe und kontinuierliche Produktivität, so daß ein einziges Ejakulat Millionen von Samenzellen enthält. Die Zahl der in den Ovarien gebildeten Eizellen dagegen wird zur Zeit der Geburt auf etwa 400 000 und bis zur Geschlechtsreife nochmals auf etwa 20 000 vermindert. Diese Zellen treten bereits pränatal in die erste Reifeteilung ein; erst mit der Pubertät aber beginnt die periodische Heranreifung von letztlich nur je einer zur befruchtungsreifen Eizelle. Während die Samenzelle aus einem Kopfteil, der fast nur

noch das genetische Material enthält, und einem Schwanzteil, der die Eigenbewegung ermöglicht, besteht, reichert die Eizelle Substanz an. Dadurch wird die unbewegliche Eizelle mit bis zu 0,2 Millimeter Durchmesser zu einer der größten Zellen des menschlichen Organismus und kann im Eileiter von den Spermien aktiv aufgesucht werden. Der Transport der befruchteten Eizelle zum Uterus erfolgt durch das Flimmerepithel des Eileiters und dessen peristaltische Bewegungen.

*

Blicken wir an dieser Stelle zurück:

Der Entstehungsprozeß des menschlichen Organismus bildet eine geschlechtliche Verschiedenheit aus, und zwar in der Weise, daß – auf allen Stufen – ein indifferentes Prinzip, ein indifferentes Agens oder eine indifferente Anlage, eine Differenzierung in eine von zwei Richtungen erfährt. Die beiden dadurch entstehenden Typen stehen in gegenseitiger Aufeinanderbezogenheit.

Die Entwicklung dieser Differenzierung zeigt unmißverständlich, daß das Auseinandergehen der einen Anlage in zwei Geschlechter keinen anderen Sinn hat, als daß sie wieder zusammenkommen. Aus der Wiedervereinigung der nur zu diesem Zwecke verschieden Gestalteten wird das Leben geboren. Daraufhin sind beide Körper bis in alle Einzelheiten ihrer äußeren Erscheinung strukturiert.

Der ontologischen Bestimmung des Weiblichen gemäß sind Körper und Psyche der Frau gestaltet. Im Unterschied zum männlichen Körper ist der weibliche Körper runder und weicher, fähig, in sich Lebensfülle aufzunehmen, zu bergen, zu beschützen und zu gebären. Das Dasein der Frau ist gesammelter. Ihre Sexualorgane sind entsprechend nach innen, auf das Zentrum, gerichtet; die Keimzellen sind wartend, empfangend. Zum Wesen des Weiblichen gehört das Einladen und das bergende Aufnehmen. Die Haut der Frau ist feiner, ihr Gang ruhiger, gelassener. Das einladende, wartende, empfangende, bergende, weiche Wesen des Weiblichen schlägt sich in allen Momenten des Körpers der Frau nieder.

Der Mann ist dagegen der ontologischen Bestimmung gemäß in Körper und Psyche härter und fester, ausgeformter und starrer. Sein Körper ist kräftiger, seine Haut fester, sein Gang zielgerichteter. Die Sexualorgane sind nach außen gerichtet, ihre Haltung ist erobernd, gebend, die Keimzellen sind aufsuchend, anstoßend. Er ist suchend, vorwärtsstrebend, auf Eroberung und Neues aus, unruhig, tatfreudig. Die Aktivität des Männlichen kennzeichnet ein Nachaußengerichtetsein, während die des Weiblichen ein Nachinnengerichtetsein charakterisiert.

B

Die organische Struktur des menschlichen Körpers weist auf das hin, was der Mensch ist und in der Gesamtheit des Naturgeschehens bedeutet. Gerade dieses erfassen wir aber nicht, wenn wir nur beim Organischen ver-

weilen. Der Mensch erfährt nicht seinen Körper, wie andere Lebewesen es tun. Außerdem zeigt die Empirie nur, wie die Menschen faktisch empfinden und handeln; aber dieses Verhalten stellt meist eine Verzerrung des vom Menschen dabei nur erlittenen statt genossenen Sinnes dar. Soll das Wesen erhellt werden, müssen sowohl das Biologische wie auch das Empirische vom ursprünglichen Sinn her verstanden werden.

Der männliche und der weibliche Körper sind in einer Weise gestaltet, die die sexuelle Vereinigung und die Befruchtung ermöglicht. Die morphologische Aufeinanderbezogenheit der Geschlechter findet im sexuellen Akt ihre funktionelle Entsprechung. Die geschlechtliche Begegnung geschieht in der Form eines aufsteigenden, ekstatischen Prozesses. Dessen erstes Moment ist im männlichen Organismus die Erektion, der im weiblichen die Absonderung des den Scheidenkanal gleitfähig machenden Vaginalsekrets entspricht. Die Steigerung der geschlechtlichen Erregung findet ihren ekstatischen Höhepunkt in dem mit dem Samenerguß des Mannes verbundenen Orgasmus *beider* Geschlechter. – Ein Orgasmus kommt im weiblichen Geschlecht außer beim Menschen wahrscheinlich nur bei einigen Primaten vor. – Mit diesem Höhepunkt findet der Prozeß für die körperlich Vereinten zugleich seine Beruhigung. Doch er setzt sich in der Bewegung der Spermien zur empfangenden Eizelle fort, wo er in der Befruchtung und in der Bildung eines neuen Menschen seine Vollendung finden kann.

Für das neue Lebewesen hat der aufnehmende weibliche Genitaltrakt mit seinem Zentrum, der Gebärmutter, nicht nur die Funktion, zu nähren und zu schützen. Er ist der Ort, an dem der Mensch als Individuum entsteht, die fundamentalsten naturgeschichtlichen Evolutionsphasen durchlebt und die erste grundlegende Erfahrung von Geborgenheit und Heimat macht. Der Uterus ist die Urheimat des Menschen, die Wiege der Natur, wo er in der ursprünglichsten Form Ekstase und zugleich Beruhigung, Glück, erfährt. Der Schrei des Neugeborenen drückt die Angst und den Schmerz des Übergangs von der Geborgenheit im heimeligen Mutter Schoß in die Ausgesetztheit an eine noch unbekannte Welt aus.

Auf der geistigen Ebene geschieht Sexualität als Liebe, das Biologische dient dem Menschlichen als Ausdrucksmöglichkeit seines höchsten Sinnes. Hier ist die sexuelle Vereinigung dem Wesen nach der ausgezeichnete Augenblick, in dem die Männlichkeit des Mannes und die Weiblichkeit der Frau ihre Vollendung erfahren. Durch die Berührung des Weiblichen erfährt sich das Männliche als solches, entzündet sich und sucht den Hineingang in das Weibliche, das sich ebenso durch die Berührung des Männlichen als solches erfährt, öffnet und das Männliche in sich aufnimmt. In der Aufnahme des suchenden Männlichen durch das empfangende Weibliche geschieht das Menschsein als Fülle der Vereinigung, die sich in der Ekstase selbst genießt und ihre Einheit in der Frucht neuen Lebens verkörpert.

Die ganzheitliche Durchdringung in der sexuellen Vereinigung ist darum ausgezeichneter Ort der gegenseitigen Selbstverwirklichung und damit der Verwirklichung des Menschen. In ihr gehen der Mann in seiner Männlichkeit und die Frau in ihrer Weiblichkeit auf, und zwar dadurch, daß jeder sich durch den anderen erfährt und zu dem wird, was er ist, und

so beide erst in ihrer Einheit den *einen* Menschen realisieren. Ohne die Berührung der Frau kann der Mann das Männliche als solches nicht erfahren. Und die Frau weiß genauso erst in der Berührung des Mannes, was es heißt, weiblich zu sein. *Die Urform von Sein ist das Durch-einander-Sein.* Ohne dieses löste sich das Sein auf. Die Geschlechter sind ontologisch derart aufeinander bezogen, daß jedes seinen Sinn und sein Sein vom anderen empfängt.²⁵

Das wird empirisch nicht immer so gelebt. Mann und Frau können faktisch sehr wohl ohne einander leben. Aber sie verlieren dabei das Gefühl und den Sinn für die eigene Geschlechtlichkeit als Seinsweise bzw., was sie dann als eigene Geschlechtlichkeit erfahren, ist nur eine Verzerrung der ursprünglichen. Daß dies vom Betroffenen oft nicht so erlebt wird, gehört zum Phänomen. Die Verzerrung des eigenen Wesens kann so weit gehen, daß sie als Normalität gelebt wird. Es handelt sich freilich dabei um die Normalität des Überlebens. Von *Sinn* kann nicht mehr die Rede sein.

Das Weibliche ohne das Männliche bzw. das Männliche ohne das Weibliche sind ontologisch nicht zu denken. Es handelt sich dabei nicht um ein Verhältnis im psycho-soziologischen Sinne, das nur die faktisch-empirische, meistens verzerrte Form der gelebten Sexualität sieht²⁶, sondern dem voraus um ein Verhältnis der Wesenskonstitution. Jedes wird *durch das andere* es selbst. Das Durch-einander-Sein ist nicht ein soziopsychologischer, strukturaler o. ä. Grundzug, sondern ein ontologischer Wesenszug. Die gewaltige Schwierigkeit des Unternehmens, das rein Weibliche aufzuzeigen, kommt daher, daß dieses geschichtlich eigentlich noch nie erschienen ist. Darum bin ich der Auffassung, daß hier sehr ursprünglich – *biologisch und* darüber hinausgehend – angesetzt werden muß.

Die Aufeinanderbezogenheit der Geschlechter ist von sich aus auf Freude, Vollendung, Ekstase und Befruchtung angelegt. Dabei sind die Geschlechter gleich notwendig und gleich würdig. In der Begegnung sind die Unterschiede nicht solche, die trennen. Umgekehrt, sie sind es, die die Vereinigung erst ermöglichen. Sieht man genau hin, so erweist sich auch die Ausdrucksweise, der Mann sei die Gabe und die Frau die Hingabe, als nur scheinbar zutreffend. Erscheint im sexuellen Akt der Mann als der Gebende und die Frau als die Aufnehmende, so wird dann die Frau als Gebärende zur Gebenden und der Mann zum Empfangenden. Ebenso hat man nicht mehr das Phänomen, sondern seine Verzerrung vor Augen, wenn man bemerkt, Sexualität sei für die Frau Sein, für den Mann nur

²⁵ In diesem Sinne zielt das alte Wort *Androgyne*, das etwa Franz von Baader im Anschluß an Jacob Böhme so tief sinnig thematisiert, tatsächlich auf den ursprünglichen Begriff des Menschen ab. Mann und Frau haben jeweils beides, das Männliche und das Weibliche, aber nur zusammen sind sie ganz: der Mensch.

²⁶ Vgl. z.B. die Analysen von Georg Simmel, *Zur Philosophie der Geschlechter.* In: *Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne.* Gesammelte Essays. Berlin 1983, 52–81. Die oft brillanten Analysen Simmels sind m.E. nur insoweit zutreffend, als sie als Erhellung der gelebten, d.h. meist verzerrten Sexualität verstanden werden. Die philosophische, nach dem Wesen der Sexualität fragende Dimension scheinen sie mir, auch wenn sie sich so verstehen mögen, nicht zu betreten. – Zur soziologischen und sozialpsychologischen Geschlechterproblematik bei Georg Sim-

Handeln.²⁷ Derlei Versuche, die Rolle der Geschlechter im Hinblick auf Unterscheidungen festzulegen, die letztlich darauf abzielen, herauszustellen, wer »mehr« ist oder mehr Macht ausübt, zeigt nur erneut, wie tief das Machtdenken in den Menschen eingedrungen ist. Auch dort, wo es um den Genuß des Selbstseins des Menschlichen jenseits aller Bestimmungen und Unterschiede geht, schleicht sich das dem Menschen seit Jahrtausenden auflauernde Undenken der Macht ein.

In »Tiefenphänomenologie der menschlichen Gewalt«²⁸ habe ich die These aufgestellt, daß das Hauptproblem des Menschen sein Kranksein sei. Damit ist ein philosophisches Problem angezielt, d.h. eine onto-anthropologische Krankheit – eine onto-pathologische Urform des Verhältnisses des Menschen zu sich selbst – gemeint, die darin besteht, zu allem und auch zu sich selbst kein anderes Verhältnis entwickeln zu können als ein Machtverhältnis. Ich habe aber dann auch versucht, dieses ontologische Kranksein phänomenal-empirisch zu erfassen. Konkret wird die Erkrankung durch den Mangel an auch körperlich ausgedrückter Liebe in den Anfängen des Lebensprozesses verursacht. Als Ausgleich dient die Flucht in Machtpositionen – oder in die Selbstzerstörung, was nur die Umkehrung des Unphänomens darstellt. Die Erkrankung erscheint dann jeweils anders in den verschiedenen Lebensbereichen. Vielleicht wirkt die Machtsucht nirgends so abstoßend wie auf dem Gebiet von Liebe und Sexualität. Die Widersprüche und Unsicherheiten im Bereich der Sexualität – von den Abnormitäten ganz zu schweigen – sind eine weitere Bestätigung, wie absolut die Vorherrschaft des männlichen Denkens im Laufe der Jahrtausende geworden ist. Die Empirie wird uns nie zeigen können, wie der Mensch vom Wesen her ist noch was er wirklich will. Sie zeigt nur, wie die Entstellung aussieht und was diese ihm eingeredet hat.

Den Sinn des Weiblichen – den hellen Spiegel seines Wesens – finden wir im Körper der Frau vorgezeichnet. Um aber in dessen Sinn (»Geist«) einzudringen, muß darüber hinausgegangen werden. Die Aufhellung der Grundaussagen dieses Wesens im Hinblick auf eine »Vermenschlichung« des Verhältnisses des Menschen zu sich ist nun die Aufgabe. Unterwegs dahin waren all jene, die den Drang zu den »Müttern« erfuhren. So auch die deutsche Romantik, der ich mich jetzt zuwende.²⁹

3. Über das Wesen des Weiblichen

In der abendländischen Philosophiegeschichte wurde m. W. nur ein einziges Mal versucht, das Sein als Leben und dieses auch im Zeichen des weiblichen Prinzips zu reflektieren: in der Zeit der deutschen Romantik. Ich

mel und Talcott Parsons vgl. Hartmann Tyrell, Geschlechtliche Differenzierung und Geschlechterklassifikation. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38 (1986) 450–480.

²⁷ So Georg Simmel, a.a.O., 56.

²⁸ In Edith Stein Jahrbuch 1 (1995) 79–100.

²⁹ Zu dem folgenden vgl. José Sánchez, Der Geist der deutschen Romantik, insb. 68–82.

bemerkte bereits, daß dies auch den Romantikern nicht gelungen sei. Die romantischen Philosophen waren ebenfalls vom imaginären Höhenflug der Vernunft fasziniert und interpretierten darum das Weibliche eigentlich vom Männlichen her. In der Dichtung finden sich dagegen Stellen, an denen das weibliche Prinzip rein aufscheinen will. Zu diesen gehören die *Hymnen an die Nacht* von Novalis.

A

»Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreulichste Licht – mit seinen Farben, seinen Stralen und Wogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender *Tag*. Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut – athmet es der funkelnde, ewigruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier – vor allen aber der *herrliche Fremdling* mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu *zahllosen Verwandlungen*, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. – Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht. Fernab liegt die Welt – in eine tiefe Gruft versenkt – wüst und einsam ist ihre Stelle. (...)

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmut weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? (...) Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun – wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied (...) Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die blässesten jener zahllosen Heere – unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüths – was einen höhern Raum mit unsäglichlicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerinn heiliger Welten, der Pflegerinn seliger Liebe – sie sendet mir dich – zarte Geliebte – liebliche Sonne der Nacht, – nun wach ich – denn *ich bin Dein und Mein* – du hast die Nacht mir zum Leben verkündet – *mich zum Menschen gemacht* – zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt« (Aus der I. Hymne).³⁰

Tag und Nacht, zunächst in ihrer unmittelbaren Bedeutung genommen, werden im Verlauf des Gedichts zu tiefenphänomenologischen Dimensionen, in denen jeweils andere Seinsformen gründen.

Der Dichter führt uns eingangs in die allgemein übliche Lebensform der Menschen. Das wesentliche Element ihrer Welt ist das Licht, der helle Tag. In ihm spielt sich ihr geschäftiges Treiben ab, erscheinen die Verhältnisse geordnet, die Zusammenhänge durchschaubar. Der *Tag* – die Zeit der Helle – stellt die Dimension des Durchschaubaren, des Logischen, des Selbstverständlichen und des Aussprechlichen dar. Mit ihm ist die Dimension der Vernunft gemeint, die auch das Vor- und Übervernünftige einzuordnen, in ihre Grenzen einzufangen versteht. Es ist die Zeit sowohl der leich-

³⁰ Sämtliche Hervorhebungen in den Gedichtziten v. Verf.

ten Freude als auch des harten Kampfes ums Dasein. Das gewohnte Treiben des Menschen, der nach Zielen strebt, Kampf und Härte, Arbeit und Erfolg, Oberflächlichkeit und Leichtigkeit, Eindeutigkeit und Verlogenheit, Klarheit und Heuchelei – das alles meint der Tag als Medium, in dem sich der Mensch unvermeidlich bewegt. Es ist die *männliche* Seite des Lebens.

Mit der *Nacht* ist dagegen die Zeit der Sammlung, der Geborgenheit, des Heimlichen³¹ gemeint. In ihr kann das der Vernunft Unfaßliche als tiefste und helle Wirklichkeit erfahren werden. Es geht hier nicht um Begründungen, Einordnen und Unterordnen. Annehmen und Anerkennen, Seinlassen und Lieben, Staunen und Danken, das sind hier die Hauptworte. Auch die Vernunft mit der Unvernünftigkeit ihrer Grenzen hat dort ihren Platz. Die Nacht ist nur für die Augen des Tages dunkel. An sich hat sie ihr eigenes Licht, das gerade all das offenbart, was den Augen des Tages verborgen ist. Der endlichen Vernunft bleibt das Entscheidende entzogen: das Vernunft-lose ihrer eigenen Wurzeln, die Begrenztheit ihrer selbst, die Zufälligkeit ihrer jeweiligen Erscheinungsformen. Was der Tag nicht sehen kann, ist, daß er ohne die Nacht nicht wäre. Die rationale Eindeutigkeit des Tages ist eine dünne Schicht der Oberfläche, die den Abgrund des Lebens zudeckt. Aber gerade diese Abgründe – und nicht die Vernunft – sind es, die über den tatsächlichen Verlauf der Geschichte entscheiden.

Die Nacht meint die *weibliche* Seite des Lebens, die »Seele«, die nicht mit Argumenten arbeitet, sondern Liebe und Wärme spendet. Sie ist nicht ein Gegensatz zum Tag, sie stellt den Schoß dar, aus dem alles, auch der Tag, geboren wird. Dort wird er geborgen, damit er sich immer wieder erneuern kann. Die Erneuerung *verwandelt*. Was müde aus dem geschäftigen Treiben des Tages in die Nacht zurückkehrt, geht in den Ursprung zurück, aus dem es neu geboren wieder entlassen wird.

Der Mensch lebt in zwei Grunddimensionen. Die Inhalte sind dieselben, die Art des Erfahrens ist verschieden. In der einen Dimension wird argumentiert und eingeordnet, gestrebt und gekämpft, auf der anderen walten Dank und Liebe, *darf* alles sein, was das Gute fördert, und sich genießen. Die Tragödie des abendländischen Weltentwurfs besteht darin, daß die erstere Dimension, immer entschiedener gefördert, die andere verdrängt hat. Dadurch hat das notwendige Streben und Kämpfen zu einer aggressiven, ja »militärischen« Lebenshaltung und Lebensauffassung geführt, wo es nur – und zwar gleichgültig wie – rücksichtslos und brutal auf schnellen Erfolg ankommt. Diese geradezu kriegerische Grundhaltung durchzieht – von Alltag, Familienleben und Beruf über Politik, Wissenschaft, Kunst und Sport bis zur Religion – alle Schichten des menschlichen Lebens. Die Vernunftwissenschaft wollte bisher und will heute noch nicht einsehen, daß sie ohne die andere Dimension zu einer Karikatur ihrer selbst und zur Ursache der Zerstörung des Ganzen wird.

³¹ Von Heim; Althochdeutsch heimlich: »zum Hause gehörig, vertraut«. Mittelhochdeutsch heim(e)lich: »vertraut, einheimisch, vertraulich, geheim, verborgen«.

B

Der Dichter spricht von einem *Fremdling*, der auch den Tag über alles liebte, der aber die Erfahrung der Leere machte, die dessen Absolutheitsanspruch im Augenblick des Zusammenbruchs hinterläßt. Dieser Mensch kennt auch die Nacht, aber nicht nur sie. Ihm wurde die Bedeutung des *Übergangs* vom Tag zur Nacht und von dieser wieder zum Tag offenbart. Von der Erfahrung der Tiefe her gelebt, ist die Oberflächigkeit des Tages Quell der Freude, die Ermüdung des Treibens notwendig und fruchtbar; von der Geschäftigkeit des Tages zurückkehrend, ist die Geborgenheit der Nacht erholsam und reinigend. Die Erfahrung der Notwendigkeit *beider* läßt alles neu erscheinen. Die Lebensinhalte sind *verwandelt*.

Von diesen *Verwandlungen* möchte dieser verwandelte Mensch künden. Der Dichter nennt ihn den *herrlichen Fremdling*.

Fremd (althochdeutsch *fram*) bedeutet vorwärts, fort, unterwegs nach. Der Fremde verfremdet das Gewohnte, durchbricht es, öffnet neue Horizonte. Deshalb löst er Furcht aus und wird gefürchtet, obwohl er, da neue Möglichkeiten kündend, eine Bereicherung darstellt. Woher wird ihm diese Kraft zuteil? Er ist der *herrliche Fremdling*. Herrlich (Alt- und Mittelhochdeutsch *herlich*): erhaben, vornehm, stolz, glanzvoll, prächtig.³² Der herrliche Fremdling ist die Gestalt des die Einheit von Weiblichem und Männlichem darstellenden Menschen. Er kennt die Vernunft und ihre Wissenschaft. Aber er hat auch die Erfahrung einer ganz anderen Welt, die sich nur dem Gemüt öffnet, und weiß, daß allein von dieser her jene ihre wesenhafte Vollendung erfahren kann.

Die Botschaft des *Fremdlings* ist, daß aus der Vereinigung von Vernunft und Gemüt – von äußerlicher Zusammenschau und ganzheitlichem Einfühlungsvermögen³³ – eine neue Wissenschaft, die er eine »poetische« nennt, entstehen soll. Die Vernunft, die aus dem Gemüt heraus denkt, ist eine andere Vernunft als diejenige, die vom Ursprung absehen zu können vermeint.

Der Dichter spricht aus eigener Erfahrung. Er hat die Erfahrung des Tages, genießt – und zwar »vor allen« – die wohltuende Kraft des Lichtes, welches alle Lebendigen lieben. Aber er hat auch die Erfahrung der geheimnisvollen Nacht, die ihn ins Geheimnis des Tages blicken läßt. Von der erhabenen Erfahrungswelt des Nächtlichen herkommend, lernt nun auch der Wissenschaftler die Vernunft mit weisen Händen anzurühren. Er vermag jetzt in beiden Welten – derjenigen der Vernunft und der des Gemüts – besser zu leben als diejenigen, welche nur eine von beiden er-

³² Diese Bedeutungen sind von *hebr* abgeleitet, das erhaben, heilig, vollendet bedeutet.

³³ Gemüt (Mittelhochdeutsch *gemüete*) hängt zusammen mit Mut (Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch *muot*, nach etwas trachten, erregt sein, heftig verlangen) und bezeichnet nicht nur die Gesamtheit der seelischen Empfindungen und Gedanken, sondern auch den intuitiv-schöpferischen Charakter des menschlichen Geistes. Vernunft (Althochdeutsch *vernunft*: erfassen, ergreifen) bleibt auf den Erkenntnisbereich des Menschen eingeschränkt. Wird die höchste Dimension des Menschlichen mit Vernunft identifiziert, tritt eine verhängnisvolle Verkürzung und Verarmung ein.

kennen und anerkennen. So betritt er die helle Welt nicht grob und unbekümmert, sondern zart »mit schwebendem Gang«. Mit seinen »sinnvollen Augen« sieht er deutlicher als die Kinder der Vernunft. Die wahre Herkunft und den Sinn des Tages, die »zahllosen Verwandlungen« will er verkünden mit seinen »ton-reichen Lippen«. Aber in dieser Kunde verbirgt sich zugleich die Frage einer besorgten Liebe: Werden die Kinder des Lichts, die der Tag in Atem hält, seine Botschaft behutsam genug aufnehmen können? Der Fremdling muß zurückhaltend sein, denn er verkündet ja gerade den Ursprung, vor dem der Tag flieht, der sich wunderbar erneuern könnte, wenn er davon lebte. Darum sind seine Lippen zwar »sinnvoll«, aber auch »zartgeschlossen«.

Von welchen *Verwandlungen* spricht seine Kunde? Sie erzählt von einem Verwandlungsprozeß, in welchem sich alles erneuert.

Das eingangs freudvoll gefeierte Licht wird, da es nach der Beflügelung durch die Nachterfahrung betrachtet wird, »arm und kindisch« geheiß.

»Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun – wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied. – Also nur darum, weil die *Nacht* dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht – deine Wiederkehr – in den Zeiten deiner Entfernung« (Aus der I. Hymne).

Nicht jedoch die Inhalte des Tages, nur das Licht, von dem sie umhüllt sind, ist arm und kindisch. Aber ist dieses blasse Licht nicht der Schleier, womit sich die Tiefe des Lebens verkleidet? Kann die Tiefe des Sinnes anders als in der leichten Geschäftigkeit des Tages gegenwärtig sein? Muß der Tag, nachdem er in der Nacht verschwindet, nicht deshalb doch immer wiederkehren? Sind die »leuchtenden Kugeln« nicht eine Erinnerung an die Notwendigkeit dieser Wiederkehr?

Das Gedicht bestätigt dieses, aber es sagt noch mehr: Die Fülle steckt im Alltäglichen und Unscheinbaren. Die Größe des Menschen beginnt mit der Annahme seiner Kleinheit. Dies wird den »unendlichen Augen« sichtbar, die »die Nacht in uns geöffnet«. Daß die Fülle in der Heimlichkeit des Schlichten waltet und nur als dieses sein kann, dies geht in der Nachterfahrung auf, welche die Vermählung (»Dein und Mein«) offenbart. Durch diese erhält das Licht des Tages eine neue Färbung. In der heimlichen Nacht erst wird die Klarheit des Vernünftigen zu »leuchtenden Kugeln«, die das Offene der Freiheit anzeigen, deren Glanz und Bedeutung deshalb »den Augen der Nacht« zu erscheinen vermögen. Warum klagt dann der Dichter: »Muß immer der Morgen wiederkommen?« Ohne Morgen gäbe es doch keinen Tag, und ohne diesen keine Nacht. Gehören nicht beide – aber als Zwiefalt – unzertrennlich zusammen?

Den Fremdling schmerzt eigentlich nicht die Wiederkehr des Morgens, sondern die damit ausgedrückte »Gewalt des Irdischen« – jene »unselige Geschäftigkeit«, die den himmlischen Anflug der Nacht verzehrt. Den Fremdling schmerzt es, daß die Kinder des Tages die Quelle des Lichtes nicht kennen wollen. Aber woraus entsteht der Tag, wenn nicht aus dem »geheimen Opfer« der Nacht? Entsteht nicht das Licht aus der Finsternis,

der Verstand aus dem Gefühl, die Vernunft aus dem Gemüt, der Grund aus dem Ungrund? Oder gehen sie nicht vielmehr auseinander hervor? Stellen nicht diese die Zweiheit dar, als welche die ursprüngliche Einheit lebt? Die Einheit kann nur durch die Zweiheit leben. Warum machen die Menschen aus der Zwiefalt einen Gegensatz, aus der Unter-Scheidung einen Unterschied? Eine göttliche Zeit bräche an, wenn die Sterblichen den Sinn der Zweiheit, d.h. die Herrlichkeit der Nacht und das Geheimnis der Schlags erführen:

»Ewig ist die Dauer des Schlags. *Heiliger Schlaf* – beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. *Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlage, als den Schatten*, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldenen Flut der Trauben – in des Mandelbaums Wunderöl und dem braunen Saft des Mohns. Sie wissen nicht, daß du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoos macht – ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du *himmelöffnend* entgegtrittst und den *Schlüssel* trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote« (Aus der II. Hymne).

C

Die Toren verkennen, daß dem »Lichte seine Zeit« zugemessen ward, der Nacht Herrschaft also bald anbrechen wird.

Der Dichter ahnt das Herankommen einer neuen Zeit. Vermag er sie auch als solche kraft des Gemüts mitzufühlen? Ist er nicht von der Gefahr einer neuen Einseitigkeit bedroht? Nicht eine *Herrschaft* der Nacht soll jetzt anbrechen, wo früher die Helle herrschte. Die Helle und das Dunkle sollen stets zusammenbleiben als die beiden Seiten ein und desselben. Denn nur in der Verbindung von Vernunft und Gemüt ereignet sich der Mensch. Diese Verbindung heißt *Liebe*. Der Mensch vermag nur dort zu leben, wo Liebe ist.

Auch die Toren wissen um die Nacht und kennen den Schlaf. Auch die Wissenschaft kennt ihre Grenzen, sie weiß, daß sie das Wesentliche nicht erreichen kann, sie erstaunt vor der Unendlichkeit des Geschöpflichen. Aber dieses Erstaunen schlägt sich nicht in ihren Entwürfen nieder. Sie weiß, daß es mehr gibt als das, was sie erfaßt. Aber sie sieht nicht, daß nur von der Erfahrung dieses Unfaßbaren her der Wert des Faßbaren aufgehen kann. Darum meint der Dichter, die Toren hätten eigentlich keine Erfahrung, kennen daher nur Abschattungen jener ursprünglichen Nacht, die die Seinsgebärerin, die Urmutter, der Ursprung von allem ist.

In diesem Ursprung ist alles Eins. Er ist der Urgrund, der alles verbindet und keine Trennung kennt. Die Trennung ist das ontologisch Spätere. Sie ist die Form, als die das Eine sich unter-scheidet, um sich fühlen und zurückempfangen zu können. Um den Sinn von Trennung und Vielfalt der Lebenserscheinungen nachvollziehen zu können, muß immer wieder in den Ursprung zurückgegangen werden. Das ist die ontologische Funktion

des Schlafes. Ohne diesen täglichen Tod, der die Lebendigen im Einen und Selben vereint, versiegt das Leben.

D

Der *Schlaf* ist dem Dichter wichtig. Er gehört wesentlich zur Dimension der Nacht. Man könnte sagen, er sei ihm eine Kategorie, wenn hier nicht gerade eine Wissenschaft gesucht würde, die Seiendes nicht von außen her, kategorial, einordnet. Warum erneuert der Schlaf? Weil dort die Zusammenhänge des Tages, die die Individualität ermöglichen, zugleich aber auch einschränken, aufgelöst werden. Das Individuum geht auf im unendlichen Meer des Ursprünglichen. In diesem lebt es ohne Einschränkungen. Es ist also im Schlaf das, was es war, bevor es war. Da es im Heimlichen ruht, waltet es im eigentlichen Selbst. Nur aus diesem Unfaßlichen heraus ist Erneuerung des Lebens möglich.

Zum Schlaf gehört der *Traum*. Durch diesen ist der Tag auch in der Nacht enthalten, wird dort verarbeitet, symbolisch umgewandelt. Warum symbolisch? Weil so die Inhalte des kleinen Tages des individuellen Lebens mit dem großen Ganzen des Naturgeschehens verbunden werden. Die Inhalte des Tages werden im Schlaf durch den Traum in einer Form offengelegt, die bei Tag nicht möglich wäre. Die Verhüllung gehört zur Lebensform des Tages. Sie beschützt und verbirgt dabei zugleich.

Die Wiederherstellung geschieht durch den Traum in der Wärme, der Ruhe der heimlichen Nacht. Die Nacht befreit den Tag zu sich. Wenn das wahrhaft geschieht, wird das möglich, was mit Kultur und Wissenschaft beabsichtigt, aber noch nicht erreicht worden ist. Der Beginn einer Vermenschlichung der Wissenschaft kann nur von der Erfahrung des Weiblichen her möglich werden.

Ist das nicht der Grund, warum der Dichter den Schlaf – wie »aus alten Geschichten« bekannt (Adam, Jacob, Joseph usw.) – »himmelöffnend« heißt? Er trägt noch ungeborenes Leben in sich. Aber wodurch öffnet sich der Tag zu neuem Leben, wo also macht er »zum Himmel den Schoß«, wenn nicht im *Traum*? Der Traum ist der vom Menschen mitgestaltete Entwurf des Lebens, das sich, trotz aller Verletzungen und Verfehlungen, doch zum Guten hervorträumt. Ist dieser nicht der »Schlüssel«, auf den der Dichter leise hindeutet? Ihn finden diejenigen, die »zu den Wohnungen der Seligen« möchten. Sind die Seligen nicht alle Menschen, da doch alle »ahnen«, daß allein der Schlaf im *himmelöffnenden* Traum »des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoß macht«?

Dem Dichter kehrt sich die Perspektive um: *Der Tag schläft und die Nacht wacht im Traume des Schlafes*. Gerade dies verbindet beide: der schlafende Tag ist der Traum seiner selbst, er wartet auf die Stunde der Erweckung; in der Nacht dagegen öffnet sich das Schöpferische und das Bergende, die Urgebärende (»das zarte Mädchen«), welche im Rausch einer zeitlosen Liebesnacht den Traum eines unvordenklichen Hervorgangs entwirft.

Wir gelangen erneut zur Grundaussage des Gedichtes: Die Nacht stellt zwar den Schoß dar, aus dem alles Leben sprießt, aber sie kann nicht als solche, sondern nur im *Übergang* zum Tag erfahren werden. Der geheimnisvolle Ungrund der Welt ist der wahre Grund, aber er kann nicht als solcher, sondern nur auf dem *Rückweg* über die Oberflächlichkeit des Alltags und der Wissenschaft »geahndet« werden. *Ahnden* ist die »Erkenntnis«-form der Nacht der Liebe, so wie *Wissen* diejenige des Tages ist.

E

Der Fremdling bringt in der Tat eine erstaunliche Botschaft: Ahnden reicht tiefer als Wissen, so wie Liebe mehr umgreift als Vernunft. Aber ist diese Botschaft nicht jenes *Erstaunen*, woraus Philosophie ursprünglich hervorging – wovon die Vernunftwissenschaft nur einen nachträglichen Bericht zu geben vermag? Nennt die Nacht nicht jenes Grenzenlose, das unermüdlich zur Geburt strebt? Der Dichter läßt sie sagen:

»Warlich ich (die Nacht) war, eh du (der Tag) warst« (Aus der IV. Hymne).

Der Dichter spricht aus der Begeisterung einer Erfahrung heraus. Diese reicht in eine Sicht der Welt, die diejenige der gängigen Wissenschaft übersteigt. In ihr öffnet sich die Grundstruktur des Seins. Für diese neue Dimension des Wissens müssen auch neue Formen des Denkens und Sprechens gefunden werden.

Die Nacht meint eine ontologische Grunddimension, aber auch ein Phänomen darin, zu dessen Wesen die *Hingabe* gehört. Leben besagt an sich offene Möglichkeit. Die Möglichkeit wird in der Hingabe Wirklichkeit. Die Hingabe ist ein Selbstverlust, der die Bereicherung des Wiederfindens schenkt. Die Freude geht also nur aus dem Durchgang durch den Schmerz und die Sprengung der Individualität hervor. Die Möglichkeit der Wiederfindung öffnet sich im Tod, als einer *Zerreißung* des Zusammenhangs, der das Leben des Tages ausmacht. Mit Tod ist hier nicht das physische Lebensende gemeint, sondern die das Leben ständig neugebärende Selbstvernichtung. Der Dichter spricht darum vom »Riß«. Der Tod ist ihm ein Riß, der die ursprüngliche Scheidung, als die das Leben sich öffnet, und den Abgrund, über dem alles schwebt, vor Augen führt, – wodurch also die Zerbrechlichkeit der Zusammenhänge erscheint, die das Licht des Tages ausmachen. Eigentlich sollte der Tod die Sterblichen entzücken, denn – wie die Geburt – läßt er uns die geheimnisvolle Nähe des Urgrundes ahnden. Tod und Geburt stellen dasselbe dar: den Ort, wo sich das Grenzenlose im Übergang zur Konkretion begegnet. Weil diese Selbstbegegnung den Widerspruch dieser Konkretion fühlbar macht, ist sie die Erfahrung eines unendlichen Schmerzes. Allein daraus geht neues Leben hervor:

»Einst da ich bittere Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zer-rann, und ich einsam stand am dürrn Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg – einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher *Angst* getrieben – kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. – Wie ich da nach

Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: – da kam aus blauen Fernen – von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer – und mit einemmale *riß* das Band der Geburt – des Lichtes Fessel« (Aus der III. Hymne).

Durch die Erfahrung des Todes seiner Braut Sophie öffnete sich dem jungen Dichter eine Dimension, in der die Wirklichkeit neu erfahren werden kann. Die von der Wissenschaft begründete Welt ist eng. Die Dimension, welche das Tor zur Erfahrung des Menschlichen öffnet, ist tief und weit. Der Weg zum Grab der Geliebten war erdrückend – aber auch heilig:

»Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz« (Aus der IV. Hymne).

Die Welt, welche sich im *Durch-Riß* der Endlichkeit öffnet, kennt den physischen Tod als endgültige Trennung nicht, weil hier Leben tiefer erfahren wird. Auf dieser Dimension ist Leben *das eine* Phänomen, dem alles dient. Alles kommt von daher, und alles führt dahin zurück. Was abwesend ist, verschwindet nicht. Es wird der Unterschied von An- und Abwesenheit überwunden. Darum fand Novalis in dieser Wirklichkeit wieder, was ihm durch den physischen Tod verlorengegangen war: die Geliebte.

»(...) durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit – ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelnendes, unzerreißliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An Ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. – Es war der erste, einzige Traum – und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte« (Aus der III. Hymne).

F

»Es war der erste, einzige Traum.« »Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter.« Novalis erreichte einen Punkt, an dem sich ihm etwas öffnete, was wir vielleicht den Traum der Geschichte nennen könnten: der Traum von einem Sinn, der sich durch die Katastrophengeschichte der Menschheit hindurch in für uns unbegreiflicher Weise doch erschließt. Das Kreuz, das zur Auferstehung führt. *Das ist ein Glaube*. Die erschütternde Erfahrung eines empirischen Todes führte Novalis zu einer Wissenschaft, in deren Mitte ein Glaube stehen soll: *der Glaube an den Sinn des menschlichen Daseins im Ganzen des Naturgeschehens*.

Jeder Form von Wissenschaft liegt ein Glaube zugrunde. Es kommt darauf an, vom guten Glauben auszugehen. Wenn man glaubt, daß der Sinn des Lebens im Herrschen besteht, entsteht die berechnende Wissenschaft, die zur Technik und zur Selbstgefährdung von Mensch und Natur führt. Was war der Glaube von Novalis? Er, der sich in den wenigen Jahren seines Lebens eingehend mit Naturwissenschaft, Mathematik und Philoso-

phie beschäftigt hatte, der als Bergmann und Salinenassessor tätig gewesen war, dem als genuinste Ausdrucksform die Dichtung galt, der die Schwäche des Menschen kannte und die Tragik des Lebens an sich selbst erfahren hatte, glaubte, daß eine bislang nur selten zum Vorschein und immer zu kurz gekommene Eigenschaft des Menschen wiederzuentdecken und zu entfalten sei: *Das Einswerdenkönnen mit dem anderen*. Einswerdenkönnen mit dem anderen heißt Liebenkönnen. Einswerden heißt Lieben. Durch die Fähigkeit zu lieben wird es möglich, ins Wesen der Dinge zu schauen und ihnen von daher entgegenzugehen. Dann erst wird der Mensch zu dem, der er werden kann und soll: dem Ort, wo sich das Leben als Freude und Freiheit begegnet. Während der Vernunftphilosoph mit seinen konstruierten Kategorien die Welt vergewaltigt, geht der andere Mensch, den Novalis vor Augen hat, zart und behutsam mit allem um. Empfindsamkeit, Zartheit, Behutsamkeit, Verantwortung gehören zur Grundhaltung der aus diesem Geist entspringenden Wissenschaft. Das war der Traum von Novalis: *Eine Wissenschaft aus dem Geist der Liebe*.

»Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter (...) Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögst in dir selbst – in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Warlich ich war, eh du warst – die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde – zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen« (Aus der IV. Hymne).

*

Eine Wissenschaft aus dem Geist der Liebe. *Eine liebende Wissenschaft*. Das klingt für uns bislang befremdlich oder sentimental, und das genügt uns meist als Begründung, ein solches Seinsverständnis als nicht ernst zu nehmend abzutun. Doch haben die Kälte, Not und Leere, die das Ergebnis unserer rein rationalen Weltsicht sind, nicht längst den Widerstand in uns gebrochen? Haben wir nicht längst begonnen, uns einzugestehen, daß damit *der* Sinn der Geschichte zur Sprache kommt, der unser aller Traum ist? Noch ist die Liebe – noch ist der Mensch – nicht da. Noch ist das Männliche allein. Doch das Weibliche wurde immer und wird immer mehr geahnt.